Princeton University Library
32101 066916865

3458
4
395

MEMORIAL LIBRARY

WILLIAM BOULTON DIXON 1915

1ST LT. 151ST BRIGADE F.A.

KILLED IN ACTION
NEAR THIAUCOURT FRANCE
OCTOBER 17TH 1918

VOL. _____ NO. _____

96141

Digitized by Google

# Bibliothek zeitgenössischer Autoren

Von Georg Hirſchfeld erſchienen früher bei

S. Fiſcher, Verlag, Berlin:

Dämon Kleiſt, Novellen. 1895
Die Mütter, Schauſpiel. 1895
III. Auflage. 1900
Zu Hauſe, Schauſpiel. 1896
Der Bergſee, Erzählung. 1896
Agnes Jordan, Schauſpiel.
II. Auflage. 1897
Pauline, Berliner Komödie. 1899
Der junge Goldner, Komödie. 1901
Freundſchaft, Novelle. 1902
Der Weg zum Licht, Salzburger Märchendrama. 1902
Nebeneinander, Schauſpiel. 1904

im Wiener Verlag, Wien:

Erlebnis, Novellen. 1905

# Der verschlossene Garten

Novellen

von

Georg Hirschfeld

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1905

Digitized by Google

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen,
vorbehalten
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart

# Inhaltsverzeichnis


| | Seite |
|---|---|
| 1. Der verschlossene Garten . . | 7 |
| 2. Novemberabend . . . . . | 23 |
| 3. Weihnachten in der Fremde . | 27 |
| 4. Der Tiger . . . . . | 42 |
| 5. Angekauft . . . . . | 61 |
| 6. Der Lebensabend . . . . . | 79 |
| 7. Else Busch und Else Röder . | 104 |



(RECAP)

3458
.4
.395

580821

OCT 2 9 1925

Digitized by Google

# Der verſchloſſene Garten

An der Mauer entlang, den herben Duft der Holundertrauben, die darüber hingen, in der Naſe, ſchlich Jens, der Förſtersſohn, tagtäglich — barhäuptig, heiß und ruhelos. Weit war der Weg um die Mauer herum, groß war der gräfliche Garten.

Es gab drei Tore. Das erſte, am Walde, breit, aus ſchwarzem Eiſen, ſtumm und undurchſichtig. Der Vater hatte den Schlüſſel dazu — es diente der Jagdgeſellſchaft zum frühen Ausritt. Nun wurde ſeit einem Jahre nicht mehr gejagt — ſeitdem die Söhne des Grafen wieder daheim waren. Das Tor blieb geſchloſſen.

Das zweite Tor — an leuchtenden Roggenfeldern lag es. Unendlich weit war dem Hinaustretenden dort der Blick auf die Ebene gegeben. Denn es ſenkte ſich das Land vom Grafenſchloſſe aus, als wenn es ſich dienſtbar fühlte in ſeiner fruchtbaren Schönheit. Goldene Wellen im Julilicht, weithin. Und vorn, am Rande, ſah man das geheime Volk der Feldblumen, die den ſittſamen Aehren nur ein Häppchen Sonne zu ſtehlen brauchten, um ſchöner zu werden als ſie. Bei

dieſen unausrottbaren Zigeunern, Kornblumen, Rahden, und was es ſonſt noch geben mochte, ſaß um die Mittagsſtunde täglich Aline, die Kleinmagd aus der Meierei. Das wußte Jens. Aber er achtete ihrer nicht, wenn er an ihr vorüberkam — ſie mit den ſchwarzen Augen, ſpöttiſch, weiße Zähnchen in die Unterlippe grabend, braune Händchen auf den abgerupften Blumenhaufen geſtützt — und er, ſo lang, ſo ungeſchickt, barhäuptig, heiß und ruhelos, die Augen in den verſchloſſenen Garten gerichtet.

Das dritte Tor — an der Dorfſtraße lag es. Ja, und durchſichtig war es, Gott ſei Dank, zwei gewaltige Gitterflügel aus alter Schmiedekunſt, mit goldenen Kronen zu oberſt. Knarrend gingen ſie zuweilen auf, wenn Jens das Glück hatte, gerade dort zu ſein — dann fuhr der Graf mit ſeinem ſteinernen Geſicht im Kabriolett hinaus, doch Jens konnte ihn kaum anſehen, ſo inſtinktiv erſchrocken grüßte er den Herrſcher. Oder es war nur der Herr von Schmeckwitz, Gutsverwalter, dem man das Wohlleben zu jeder Stunde anſah. Die jungen Grafen kamen nie. Die blieben immer im Schloß. Ein Rätſel. Weil ſie krank waren, ſagten die Leute. Beide... Nie konnte Jens die jungen Grafen ſehen.

Das war das dritte Tor. Jens liebte es am meiſten. Obwohl der Weg vom Förſterhauſe weit war und immer an dem ſpöttiſchen, rothaarigen Dirnchen am Feldrain vorüberführte. Was kümmerte ihn die? Er hatte eine volle Stunde, um durch das Gitter zu ſtarren. Den breiten Kiesweg entlang, der hinten bis zum ſchimmernden Herrenſchloß führte. Zu beiden Seiten wölbten ſich herrliche Baumwipfel, und ſtille Nebenpfade verloren ſich geheimnisvoll in den Park hinein. Das war der „Irrgarten“, wie die Leute ihn nannten — Jens' Mutter hatte ihn geſehen. Dort ſollte es Blumen geben, die es ſonſt nicht gab, dort rieſelten ſilberne Quellchen über mooſige Steine, dort lebte ganz ſicher das bleiche, wunderſchöne Märchenglück, von dem die Mutter ihm aus Büchern vorgeleſen. Ein Prinzeßchen ſtand am Springbrunnen und jammerte um den verlorenen goldenen Ball. Ein kleiner, grüner Froſch, der eine Krone trug, erſchien, ein verzauberter Königsſohn, und Zwerge, winzige Dämmergeſtalten, trugen ſtöhnend ihre Schätze aus der Tiefe. Der Graf mit ſeinem feuerroten Bart, mit ſeinem ſteinernen Antlitz — konnte er nicht der Herr dieſer Erdgeiſter ſein?

Und ſeine kranken Söhne? ... Verzauberte Prinzen waren ſie aus jener Welt, die Jens nicht kannte. Die Mauer des verſchloſſenen Gartens trennte ihn von ihr.

Jens ſah ſie einmal. Ein einziges Mal ſah er die jungen Grafen, als er in brennender Sehnſucht über eine Stunde am Gittertor geſtanden und die Allee entlang geſtarrt hatte. Es war an einem Auguſtabend. Da ſah er die beiden Jünglinge von rechts nach links die Allee überſchreiten. Sie kamen langſam aus einem dunkeln Seitenpfad und verloren ſich in einem. Deutlich konnte er ihre ſchlanken Geſtalten ſehen, ihre edeln Profile in der Roſenglut des Sonnenunterganges. Sie blieben bleich, auch in der Roſenglut, und Arm in Arm durchſchritten ſie die Lichtung, die ihnen nicht lieb war. Was hatten ſie für ſchöne, traurige Augen. Was ſchleppten ſie auf ihren jungen Schultern für eine unſichtbare Laſt? Ein Kuckuck ſchlug in den Wipfeln — fern — ſie blieben ſtehen, eine Sekunde nur, und ſahen ſich um, bevor ſie im Dunkel verſchwanden. Ein Lächeln flog auf ihre Lippen — ſchmerzlich, ſtolz —: Ich brauch' euch nicht.

Jens liebte die Brüder von nun an — er

liebte ſie, wie nur ein Knabe Knaben liebt, ſo reiner Inbrunſt voll und ſklaviſcher Ergebung. Er dichtete ſich ihr Schickſal. Und als er blind und taub für alles Außenlebende die Mauer wieder entlang ſchlich, um zum Förſterhauſe zurückzukehren, kam ihm plötzlich, die Trageſtange mit den vollen Milchkübeln auf den Schultern, Aline, die Kleinmagd, entgegen. Sie ſtreifte ihn, als er ſich an der Mauer an ihr vorüberdrückte, ihr Blick war Vorwurf, Haß, Verachtung. Sie ſchien ihn zu fragen: ‚Siehſt mich nicht? Abtrünniger du — erſchrickſt vor einem hübſchen Mädel?‘ — Jens aber antwortete aus bangem Trotz heraus: ‚Ich ſeh’ dich nicht. Ich erſchrecke vor dir. Ich liebe meinen Mannesweg, mein Mannesſchickſal. Stör mich nicht, du biſt mir kein Geheimnis. Das Geheimnis, das in meiner Seele ſchlummert, ſuch’ ich — bei jenen einſamen, ſtolzen, männlichen Menſchen.‘ Und er ſtampfte davon, als hätte er wirklich ſolche trotzige Worte geſprochen.

Drei Tage vergingen. Jens ſaß mit ſeiner Mutter und den beiden Forſtgehilfen am Abendtiſch — es war ſchon ſpät, der Vater war noch nicht heimgekommen. Schon lauerten an den

Fenſtern draußen die ſchwarzen Schauer der Nacht und wollten die Menſchen aus ihrem Behagen ſchrecken.

Jens ſtarrte in das Herdfeuer — fort von der Dunkelheit. Wo blieb der Vater heute? Mit dem Grafen hatte er den täglichen Pirſchgang unternommen, ganz allein. Waren Wilderer gekommen? Oder ein angeſchoſſener Eber? Oder Geiſter? Aus der Tiefe? Wie? ... Der Vater kam. Kam huſtend, müde, hungrig, wie immer. Aber nicht ſo geſprächig wie immer. Erſt ſpät, nachdem er ſich geſättigt und die Gehilfen ſchlafen gegangen, erzählte er Frau und Sohn:

„War das ein wunderlicher Pirſchgang heute. Der Graf war ſtumm und ſtarr wie nie und ſtampfte durch Wald und Moor wie ein gehetzter Hirſch, nicht wie ein Jäger. Ich konnte kaum nachkommen. Endlich, in der Lichtung, wißt ihr, wo die Rotbuche ſteht, da ſchmiß er ſich plötzlich nieder und flüſterte, indem er in den grauen Himmel ſtarrte: ‚Förſter, Förſter,‘ flüſterte er. ‚Was wird aus meinen Söhnen?‘ — — ‚Edelmänner, wie Sie, Herr Graf,‘ erwiderte ich — was ſollte ich ſonſt erwidern? — ‚Edelmänner,‘ brummte er. ‚Nein. Das Leben macht die Edelmänner, ſag'

ich dir. Brauchſt mir kein Süßholz zu raſpeln, Förſter — mein Herz blutet, wenn ich die Jungen anſehe. Sind ſie nicht Rätſel? Alle beide? — Ich faſſ' mir ein Herz ob ſeiner nie gekannten Offenheit und drücke als Antwort heraus: ‚Gewiß — gewiß, Herr Graf — man wundert ſich — ſo ſchöne, junge Herren... und immer allein — und nie eine Luſtbarkeit, kein Mädel... In dem großen, dunkeln Garten kommen ihnen traurige Gedanken. Wie iſt das? Bannen ſie ſich ſelber?... Oder iſt es 'ne Krankheit, wie die Leute ſagen?...' — Da ſpringt er auf, daß ich zurückfahre, reißt ſeine Büchſe an den Kopf und ſchießt euch aus ſchwindelnder Höhe einen Habicht nieder — niemals ſah ich ſolchen Schuß. Dann brummt er wie befriedigt: ‚So... Ja, Förſter. So geht's. Genau ſo. Unverhoffte Mörder!... Ich hätte die Jungen nicht in die Welt ſchicken ſollen! — — In die große Stadt... Weil ich nach dem Tode meiner Frau umherlief, ließ ich auch die Jungen umherlaufen. Studieren!... Und als ich müde war zur Heimkehr, ich alter Mann, da waren auch ſie ſchon müde. Unrecht verteilt, Förſter. Ich hätte ſie zu Hauſe, in ihrem Garten hätt' ich ſie laſſen ſollen. Zuſchließen

alle drei Tore. Denn dort begegnet ihnen kein rotes, duftendes, verbrecheriſches ... Komm, Förſter! Haſt wohl nichts verſtanden, alter Kerl? Vergiß ... Sieh dir die Eiche an ...'"

„Was für 'ne Eiche, Vater?" fragte Jens, und ſein Atem ſtockte.

„Von der dreiundneunziger Schonung eine... Ein junges Ding — im Sturm von vorgeſtern geknickt, wie ein zerſchoſſener Soldat. Und die Krone wehte noch goldgrün im Winde. Das ſollte ich mir anſehen. Das ſterbende Bäumchen. Da verſtand ich den armen Vater, und es kamen mir Tränen, als ich ihn weinen ſah. Wir ſtanden eine Stunde da, im friſchen Wind, und ſprachen kein Wort."

„Was hat denn —" wagte der Junge noch zu fragen, indem er die Hand vor den Mund hielt — „was hat denn wohl der Graf mit dem Roten, Duftenden, Verbrecheriſchen gemeint — dem ſeine Söhne im verſchloſſenen Garten nicht begegnet wären?"

„Narr du, das weiß ich nicht. Geh ſchlafen."—

Jens ſchlief in dieſer Nacht nicht ein. Er lag in ſeiner niederen Kammer neben dem Heuboden und ſtarrte durchs offene Fenſter in die

ſilberne Ferne hinaus, wo das Mondreich über ſchwarzen Wipfeln lag. Weit war es dort und ſchön, doch überall von Sünde umlauert. Man verirrte ſich dort. Er ſah die ermordete Eiche mit blutender Krone, wehend im Wind, er ſah etwas Rotes, Duftendes, Verbrecheriſches, eine Axt in der Hand nach dem Baum ausholen. Heulend ſtürmte der Nachtwind um das morſche Förſterhaus. Die Alten ſchliefen. Aber der Junge war wach und lauſchte auf die Stimme des Lebens.

Als Jens bei Morgengrauen etwas Schlaf gefunden, hörte er halb im Traum ein langgezogenes, jammerndes Wehklagen von unten herauftönen. Er ſchreckte empor, fuhr in die Kleider und ſtolperte die ſteile Treppe herab. Die Stube unten war leer. Eltern und Forſtgehilfen waren weggegangen. Schauerlich. Das öde, verlaſſene Haus. Nur Grete, die Kuhmagd, die eine ſchwere Zunge hatte, traf Jens im Hof an. „Was?“ ſchrie er. „Was iſt denn geſchehen?!“

Und die Stotternde brachte mühſam zwiſchen Schluchzen hervor: „B—beide — beide — ſind tot — die jungen Grafen — — ja — ſie haben ſich — — erſchoſſen — heute n—nacht — ja — alle beide! O!“

Jens ſtürzte zum Schloſſe hin. Das Gittertor ſtand offen, weit, und ungehindert kam er heute in den Garten. Er eilte zum erſtenmal die Allee entlang, an verſtörten Bedienten vorüber, und näherte ſich, ohne Bewußtſein, was er wagte, dem Schloßportal. Der Vater kam ihm von dort entgegen — er winkte ihm ſchweigend, ſah aus wie ein geſchloſſener Sarg, nahm ſeinen Arm und ging mit ihm zurück. Wortlos blieb der fürchterliche Heimgang. Erſt als ſie ſich dem Forſthaus näherten, brachte Jens eine tränenerſtickte Frage hervor: „Sind ſie denn wirklich tot? Beide?“

„Nein, Junge,“ hörte er die dumpfe Antwort. „Der Aeltere nicht. Der hat fehlgeſchoſſen. Nur die Augen getroffen. Wird blind bleiben, aber leben. Der Kleine iſt hinüber.“

Jens ſah die Mutter bei der Bibel ſitzen, als ſie das Haus betraten. Er wandte ſich ab. Draußen im Freien ſtürmte es zwiſchen Regenſchauern und Sonnenſchein. Jens verkroch ſich in einem dunkeln Winkel. Wo Leo, der alte Hühnerhund, ſein Gnadenbrot bekam — dort blieb er.

Abends geſchah etwas Seltſames. Die Sonne

hatte am Himmel geſiegt, und über dunkeln, dämoniſchen Wolkenballen erſchien ſie noch zuletzt als thronende Königin und warf ein Flammenmeer über den Wald, deſſen rote Glut die Fenſter des Forſthauſes durchdrang. Herrlich zeigte ſich noch einmal die Schönheit der Welt. Die verſtummten Menſchlein ſtarrten hinaus — der Vater faltete die Hände. „Dieſe Sünder!“ flüſterte er — „Das zu verlaſſen! So!...“ Er brach wieder ab. Doch Jens war im Zweifel, ob der Vater Recht hatte.

Es wurde Herbſt. Kein Feſt, kein Jagdritt, nichts — das Schloß blieb ſtumm und tot. Der Graf war nicht verreiſt, der Graf war im Schloſſe. Er ſaß bei ſeinem blinden Sohn. Was mochten die beiden miteinander reden? — Es wurde Winter. Tiefe Schneelaſt ringsumher, und blitzende Eisblumen an den Fenſtern des Forſthauſes. Eines Abends — vor Dreikönig — Jens hatte ein Märchenbuch aus Kindertagen vor ſich und las den Ali Baba, die Eltern ſpielten Schach — da pochte es — ſcharf — wie nur einer pochen konnte. Der Graf trat ein — die Förſterleute erhoben ſich in Verwirrung.

„Guten Abend. Laßt euch nicht ſtören, Leute,

ich ſetze mich. Bin lange umhergelaufen, es iſt hölliſch kalt. Habt ihr Wacholder?“

Wie alt er ausſah. Grau, gebückt, erloſchen. Er trank — dann ſprach er weiter zu den demütig Schweigenden: „Mein Sohn iſt heute zum erſtenmal im Freien geweſen. — Ich muß mich jetzt nach einem Geſellſchafter für ihn umſehen. Aber Kurt iſt heikel. Niemand paßt ihm. Vorleſer mag er nicht, Gelehrte erſt recht nicht — ich wollte es jetzt mit einem Jungen aus dem Dorf verſuchen. Aber da fand ich keinen. Lauter Hammel, wahrhaftig. Förſter, kann ich deinen Sohn bekommen?“

„Wie kommen wir zu ſolcher Gnade, Herr Graf?“

„Ich weiß, dein Sohn iſt anders als die andern. Nun fragt ſich's nur, ob er Luſt hat. Wo iſt er denn?“

Jens erhob ſich plötzlich aus dem Herdwinkel und näherte ſich dem Grafen, der ihn erſtaunt betrachtete. „Willſt du?“ fragte er leiſe.

„Ja, Herr Graf. Ich will überhaupt nichts weiter!“

„Du biſt doch der wunderliche Kauz, der Tag für Tag am Gittertor geſtanden und in den

Schloßgarten geſtarrt hat? Was wollteſt du denn da ſehen, mein Junge?“

„Ich weiß nicht — — Ihre Söhne.“

Der Graf ſchlug die Hände vors Geſicht. Man ſah ihn zittern, kämpfen, überwinden. Dann ſprach er weiter. „Einer iſt noch da. Und der iſt ſolch ein Sünder vor Gott geworden — der hat ſeinen leiblichen Bruder überredet, mit ihm gewaltſam aus dem Leben zu gehen. Gewaltſam das Kreuz zu zerbrechen, das Gott ihnen auferlegt hatte. Mich zu zerbrechen, ihren alten, einſamen Vater. Nun hat er erkannt — geblendet, wie er iſt, geſtraft, und leidet namenlos. Ich habe ihn ſo weit gebracht, daß er am Leben bleibt, weil ich ihm immer wieder ſage, daß ich ſeine Sünde verſtehe und verzeihe. Aber daß er das Leben wieder lieb gewinnt — die Aufgabe kann ich nicht erfüllen. Du haſt noch helle Augen, Junge, weißt nichts von Sünde und... Willſt du's verſuchen?“

„Ich will!...“

Da küßte ihn der Graf.

Nun war der Sohn des Förſters täglich im verſchloſſenen Garten. Täglich war er bei dem Blinden, ſeine einzige Geſellſchaft, der Zauberer,

der ihn allmählich zum Sprechen, zum ſtillen Genießen, ja zum Lächeln brachte. Jens ſah erſtaunt, daß der Garten nicht den mindeſten Spuk barg, kein Märchenleben, nichts, was nicht wirklich geweſen wäre. Und doch, der geblendete Edelknabe in ſeinem Bußgefühl — ein Märchengedanke des Lebens war er. Jens ſah in eine Menſchenſeele, Jens hörte ihre Beichte. Nichts erſchreckte ihn. Er lauſchte und gab dem Verzweifelten Frieden. Aus welcher Wiſſenſchaft? Er wußte es ſelbſt nicht. Die Natur in ihrem Erwachen, rein und nackt, nicht ſündig dem Befreiten, lehrte ihn, was er zu ſagen hatte. Und als ſie eines Abends lange miteinander gewandert waren, Arm in Arm, ſo wie der Blinde einſt mit ſeinem Bruder gewandert war, da wollten ſie ermüdet raſten, und den jungen Grafen quälte der Durſt. Er ließ ſich mit Jens' Unterſtützung auf einem Baumſtumpf nieder, und ratlos ſah ſich der Förſterjunge nach einer Erquickung für ihn um. Da kam von weitem her etwas Rotes und Leuchtendes des Wegs geſchritten. Ein Mädchen war es, im Magdkleid, jung und ſchön, Jens mußte plötzlich wieder an das Rote, Duftende, Verbrecheriſche denken, wovon der alte Graf ge-

ſprochen, als er Aline kommen ſah. Doch ließ er den Blinden nichts davon merken und ſagte heiter: „Da kommt ſchon Hilfe in der Not, Herr Graf. Aline, die Kleinmagd aus der Meierei, die kommt mit ihren Milchkübeln.“

Aline kam. Ganz anders aber war der Ausdruck ihrer Züge jetzt als früher. Unbefangen, herzlich ſah ſie Jens an — mitleidig, ſcheu den Gebieter. Jens brauchte ihr nur ein Zeichen zu geben, als das Mädchen ſchon hinkniete, die Trageſtange von den Schultern abnahm und einen Holzbecher, den ſie aus der Schürzentaſche gezogen, mit gelblicher Milch füllte. „Wenn der Herr Graf — aus meinem Frühſtücksbecher trinken will? ...“

Er trank, dann ſagte er, die toten Augen auf Aline gerichtet: „Danke — für deinen goldenen Becher.“

„Ich habe auch Aepfel aus dem Winterkeller. Mögen Sie, Herr Graf?“

„Ich nicht. Aber Jens — dem mußt du einen Apfel geben.“

„Jens mag nicht.“

„Wie?“

„Doch, doch! Ich danke!“ Tief errötend

nahm der Förſterjunge Aline den Apfel ab, doch hielt er dabei ihre Hand feſt. Sie ließ ſie ihm lange. Dann hob ſie ihre Laſt auf die Schultern und ging.

Die beiden Jünglinge ſaßen einander ſchweigend gegenüber. „Du haſt ihr lange die Hand gegeben“, ſagte der Graf und lächelte leiſe.

„O nein ...“

„Warum leugneſt du das? Was haſt du gegen ein ſchönes und gutes Mädchen?“

„Nichts ...“

„Das mein' ich. Alſo geh ihr nach, laß mich in meinem Garten und wirb um ſie! Geh zu Aline! Ihr werdet euch ſehr liebhaben.“

„Warum glauben Sie das, Herr Graf?“

„Weil ich es fühle. Ich habe mir die Hellhörigkeit und den ſcharfen Blick erkauft, den Zwerg Naſe hat im Märchen — du weißt. Sehr teuer erkauft. Aber ich verſichere dir, Aline wird dein Weib. Du zauderſt?“

„Ich möchte in Ihrem Garten bleiben.“

„Geh zu Aline!“

# Novemberabend

Nun regnet es wieder. Kalter Nachtwind fegt Waſſerſtaub. Im Nu iſt der ganze Menſch durchnäßt. Die Rechte behauptet den verwehten Schirm, die Linke gräbt in der Taſche und ſucht Wärme. Ewig gleich aus unbekannter Heimat fließt der Regen, Märchenſpiele von Silberfunken tanzen im Lichtkreis einer Laterne und werden am Boden ſchmutziges Rinnſteinwaſſer. Der Himmel iſt dunkel.

Enge, verſteinerte Straße — ſie tötet die Ahnung der Welt. Dort drüben winkt ein Haus mit roter Laterne. Es iſt garſtig herumzulaufen. Ich öffne die ausgeleierte Tür und ſteh' im Raume. Dunſt von Zigarren und Bier. Die Holztiſche ſind dicht beſetzt. Links von Studenten — bunte Mützchen im Nacken, glänzende Schweißſtirn, einfältiges Jungenlachen. Ein mächtiger Steinkrug macht die Runde. Sie ſaufen und lachen, lachen und ſaufen. Einer iſt Witzbold. Man verſteht ihn kaum, aber man lacht. Er ſitzt weit hintenüber und hat den Arm um die Kellnerin geſchlungen, faſelt, kräht. Das Mädel kichert, halb Verſtändnis, halb Nerven. Sie muß auch nach

den Gäſten ſehen. Hübſche junge Kerle, ſo glücklich, eſelhaft glücklich. Nur einer zieht ein melancholiſches Geſicht; er nimmt ſich putzig aus in ſeiner wollenen Pudelmütze, die eine Jodoformwolke ausatmet. Der hat einen Schmiß über den Schädel gekriegt — tut weh, aber ehrenvoll. „Proſt!“

„Leni,“ grunzt er, um auch was zu ſagen. Die Kellnerin lacht ihn aus und zupft an ſeiner Mütze. Sie iſt hübſch. Geſchminkt natürlich. Aber Jugendröte treibt durch die Schminke. Der Kopf iſt fein, ein rundes Kindergeſicht. Sie macht ſich adrett im einfachen Schwarzkleid, das Geldtäſchchen am Lederriemen. Sie iſt ſchnell und kräftig und wiegt ſich im Gange. „Leni — a Maaß!“ „Sofort!“

Rechts ſitzen an einem kleineren Tiſche zwei Männer von Sechzig, verwittert, Ordensbändchen im Knopfloch. Sie ſchweigen und paffen ſich an. Doch haben ſie einander nicht in den Augen, denn die graue Wolke, die zwiſchen ihnen wallt, beſchäftigt ſie in tauſend Geſtalten. Sie ſchweigen, weil ſie ſich ſeit Jahren alles erzählt haben — vom Kriege, von ihrer Jugend, alles. Das iſt ſchlimm. Es gibt nichts zu erzählen mehr.

Ich trete an den Mitteltiſch und laſſe mich nieder. Leni ſtellt mir ein Halbes hin, ſchweigend, friſch. Ich habe keine Fähigkeit, gleich loszuplaudern und gefalle ihr wohl nicht. „Bitt' ſcheen — Brot!“ Dann flitzt ſie wieder zu den Studenten. Das Bier iſt gut — aber die Luft. Solch Morgenweſen den ganzen Tag im Qualm. Ein altes Weib kommt mit Zeitungen. Vor jedem Tiſche bückt ſich der krumme Rücken. „Fliegende — Luſtige — Neiſte — Gen'ralanzeiger — Vatterland —“ Ich ſchüttle den Kopf, ohne aufzublicken. „Auch kein Vatterland? Gar nix?“ Wie etwas Schiefgewehtes ſchiebt ſie ab. Die dicke, ſichtbare Luft — das beißt in die Augen. Alles verwebt ſich in zarten Nebel, das Studentenlachen klingt dumpf. Von draußen wird zaghaft die Tür geöffnet, ein ſcharfer Luftzug macht mich klarer. Ein Krüppel iſt hereingekommen, mit Wachshölzchen, ein junger blondbärtiger Menſch und ſchleppt ſich an Krücken. Von Tiſch zu Tiſch — das dauert lange. Die Studenten lachen blöd' weiter, die Alten ſtieren apathiſch. Er legt mir höflich eine Schachtel neben den Groſchen, den ich ihm aufs Brett geworfen habe. Leni läuft hin und her, aus dem Kranze von Krügen, den ſie in

Händen hält, fließt blinkender Schaum auf ihre geröteten Finger. Sie sieht den Bettler, bleibt vor ihm stehen, und ich höre ein leises Gespräch.

„Grüß' dich Gott, Christel."

„Grüß' dich Gott, Magdalen'."

„Da hinten steht's Essen — wo die abgeräumten Teller stehn. A Kalbsharn! Die hab' ich grad' noch erwischt. Die Alte is auf der Redout' heut."

Er schleppt sich hin und labt sich und folgt ihr dabei mit großen, ruhigen Blicken. Sie nickt ihm zu und läuft zu den Studenten. Anders als vorher ... Oder doch nicht? Nein. Da küßt sie sogar der Schwarze mit der Rüsselnase. Ich zahle und mache mich rasch davon.

# Weihnachten in der Fremde

Studien hatten ihn nach München geführt, und zufällig fiel das Weihnachtsfeſt in dieſe Tage. Ganz zufällig. Das war ihm erſt heute, am Morgen des Vierundzwanzigſten, eingefallen und hatte ihn ſeltſam erregt. Ein Heimatloſer erſchien er ſich ſelber, und nicht wie einer, der die Heimat aus eigner Schuld verloren, ſondern ſie durch fremde niemals beſeſſen hatte. Und doch . . .

Es war ſo kalt und ungemütlich in dem Hotelzimmer — er mußte fort. Die dicken, ſtaubigen Folianten, in denen er lange geblättert, ohne recht zu wiſſen, was ſie ihm ſagen ſollten, ließ er liegen und eilte die Treppe hinunter. Unten am Portal übergab ihm der Portier ein Briefchen. Albert erſchrak unwillkürlich und murmelte vor ſich hin, indem er das Kuvert aufriß: „Nur keine Einladung.“ Aber er hatte es richtig getroffen. Es war eine Einladung zum Heiligen Abend, die ihm ſein einziger Freund in der fremden Stadt, der Juſtizrat Böcking, geſchickt hatte. Aus der Liebesſtimmung des heutigen Tages war ſie geſchrieben und zum Schluſſe mit einem kleinen

Witzchen verſehen, um nur jede ſentimentale Regung in Albert von vornherein zu unterdrücken. Albert ſtand, den Brief in der Hand, und überlegte. Feine, herzliche Menſchen waren es, das Ehepaar Böcking, und der Weihnachtsabend bei ihnen mußte ſicher die beſte, goldigſte Stimmung haben. Doch Albert fürchtete ſich davor. Er ſah ein fremdes Glück und ſich ſelber zu Gaſt. Das konnten ihm am Abend auch die winterlichen Straßen geben, wenn er nach ſeiner Gewohnheit ſtillſchlagenden Herzens an den dunkeln Häuſern entlang ſchritt, aus deren Fenſtern ihn die brennenden Chriſtbäume wie ferne Kinderträume grüßten. Das hatte ihm auch früher immer Befriedigung gegeben für ſeine unbeſtimmte Sehnſucht an dieſem Abend. Und was bedeutete denn ſchließlich ‚dieſer Abend‘? Wer die tiefe mahnende Stimme der Liebe nicht immer und immer durch den Alltagslärm des Daſeins tönen hörte, wer ſich der einen großen Forderung Gottes an den Menſchen ſein ganzes Leben lang verſchloß, der durfte auch an dieſem Abend nicht mit feuchtem Blick und eitelm Herzen das Licht der Verheißung ſchauen. Nein. Er wollte den kindiſchen Reſt in ſeiner Seele endlich töten,

ganz ernſt, ganz reif die Wahrheit des Feſtes jeden Tag an ſich erfahren.

Es dunkelte ſchon, als er auf die Straße hinaustrat. Feſter, bläulicher Schnee lag auf dem Bürgerſteig und auf den Dächern, am Himmel funkelte der Abendſtern, und die trockene Dezemberkälte ließ die feierlich erregten Menſchen ſchneller und ſchweigend an ihm vorüberhaſten. Albert ſenkte unwillkürlich den Blick, wenn er den verſonnenen Augen der mit Geſchenken beladenen Leute begegnete. Noch nie in ſeinem Leben hatte er ſich ſo einſam gefühlt. Dabei fürchtete er ſich vor dem eignen kindiſchen Gefühle, das er ſo leicht ein ſentimentales nennen mochte und das doch an die innerſte Pforte ſeines Herzens griff. Er wandte ſich mühſam von den einzelnen Geſtalten ab und wollte ſich an dem allgemeinen, friedlichen Getriebe erfreuen. Noch ſah er keinen Chriſtbaum in den dunkeln Häuſern aufflammen, noch wurde überlegt, gekauft und heimwärts geeilt. Die Kinder, die an ihm vorüberliefen, trugen am tiefſten das Weihnachtswunder in ihren Augen. Mit glühenden Wangen und ſcheu an die Erwachſenen gelehnt, trippelten ſie durch den harten, knirſchenden

Schnee, und es war, als wäre überall ein fremdes Licht, ein überirdiſcher Schimmer in der Luft, der die kleinen Köpfe in den Pelzmützen wie Heiligenſchein umgab. In den dunkeln Straßenecken ſtanden noch einige Tannenbäume, die ihren Waldgeruch und Märchenzauber dazugaben. Jetzt waren ſie bald vor eine Schickſalsfrage geſtellt, denn in wenigen Stunden entſchied es ſich, ob ſie einen nie geahnten Glanz, in Lichtern erſtrahlend, von groß und klein geliebt und angeſtaunt, erleben ſollten oder als „unverkäufliche Ware“ irgendwo mit altem Brennholz lagern und ſchmählichen Feuertod im Ofen eines Bäckers dulden mußten. „Hampelmänner! Hampelmänner!“ klang zu dem düſteren Sinnen der Bäume der unbekümmerte Chor der kleinen Verkäufer, die mit roten Naſen nur an das Geſchäft der Eltern und nicht an ihre Beſcherung denken durften, in ihren Lumpen, vor Kälte zitternd, immer von einem Fuß auf den andern hüpften. Als Albert dieſe armen, verſtoßenen Geſchöpfe ſah, da fühlte er plötzlich mehr Beziehung zu ihnen als zu den reichen, glücklichen Kindern, denen bald ſo viel, ſo wunderbar viel an Gaben und Güte zufallen ſollte. In ſchnellem Entſchluſſe

trat er hin und kaufte den Schreihälſen, die, ſeine Abſicht merkend, ihn ſofort umdrängten, ſämtliche Hampelmänner ab und mußte dann vor der allzu dankbaren Horde, die von einer ungeheuern Luſtigkeit ergriffen wurde, in eine ſtille Seitenſtraße flüchten.

Er lachte etwas bitter vor ſich hin, indem er den erworbenen Kram in ein Zeitungsblatt hüllte und das Paket unter den Arm ſchob. Freude hatte er alſo heute abend ſchon verbreitet und wurde dafür wohl ſicher für verrückt gehalten. Und doch, das brennende Liebesgefühl, das dieſe ganze törichte Kinderwelt umarmen mochte, es wuchs in ihm und gaukelte ihm in der dunkeln Stille vor, was er am meiſten gefürchtet hatte — eigne Kindheitserinnerungen, eigne Weihnachtsträume, die er im Elternhauſe verlebt. Zerronnen, vorbei das alles. Und war es denn wirklich einmal da? In ihm gewiß — in ſeinem Bruder, in ſeiner Mutter. Aber ſein Vater? Auch ſein Vater war ihm an dieſem Abend anders, ganz anders als ſonſt erſchienen. Wenn der häßliche Alltagskampf der Eltern, den ſie vor den entſetzten Augen der Kinder führten, ſich auf wenige Stunden, ſolange der Weihnachtsbaum

brannte, gelegt hatte, dann war seine kindliche Seele so dankbar gewesen, o, so dankbar — bis zum nächsten Tage, wo der Vater die schöne Feierstimmung wieder bereute und das zart sich anwebende Band brutal zerriß. Doch Albert blieb dankbar für den Heiligen Abend, er und sein Bruder, sie träumten und spielten noch lange damit. Erst später, in reiferen Jahren, fühlten sie, daß sie auch um diesen Besitz betrogen waren. Daß andre Menschen an diesem Abend ein andres, tieferes Fest der Liebe zu feiern wußten, weil es aus einem tieferen Boden gewachsen war. Wer die mahnende Stimme der Liebe nicht immer durch den Alltagslärm des Lebens tönen hörte ... Und doch — wie konnte sein Vater, seine Mutter, sein Bruder, ja, er selbst sie hören? Und wie war es doch so natürlich gewesen, daß die verschüttete Sehnsucht ihrer Herzen an diesem Abend einmal aufblühen wollte. Auch in dem Vater. Freilich von Eitelkeit und äußerlichem Drange umwuchert — aber es lebte doch, es war doch da: Er hatte es selbst gesehen, er erinnerte sich noch deutlich, wie sein Bruder und er in der dämmerigen Kinderstube warten mußten, und der Vater abends im beschneiten

Pelzrock, mit Paketen beladen, heimkehrte und geheimnisvoll durch den Korridor im Vorderzimmer verschwand. Dann hörten sie ihn vorn schimpfen und toben — über das dumme Volk, wie er seine Gattin und die Dienstboten gemeinsam titulierte — daß der Baum wieder schief stände und die Lichter nicht paßten und was sonst noch war. So schlimm das alles klang — heute abend zitterte doch durch alles ein wenig Liebe, und die Kinder horchten darauf, ohne sich zu fürchten. Dann kam der große Moment. Der Vater öffnete die Flügeltür des Vorderzimmers, und die Knaben traten langsam in den warmen, lichterfüllten Raum. Dort brannte der Baum, Geschenke lagen funkelnagelneu und fein geordnet auf dem weißgedeckten Tische. Der Vater gab sie ihnen und erklärte alles, schön gekleidet, elastisch aufgerichtet und in etwas selbstgefälliger Freude. Die blasse Mutter lächelte still dazu und sah dem Vater, was die Söhne so selten an ihr bemerkten, voll in die Augen. Sie bedankte sich verschämt für ein Briefkuvert, das ihr der Vater, einige Worte murmelnd, in die Hand drückte. Sie sollte sich selber dafür kaufen, was sie sich wünschte, er wüßte es nicht. Und die Mutter freute sich

herzlich über das Geld und überlegte schon heimlich, wie sie einen Teil davon zu dem kargen Wirtschaftsgelde legen, für die Feiertage dem Gatten eine seltene Vorspeise erstehen könnte. Nun wurde das Dienstmädchen hereingerufen und beschenkt und vom gnädigen Herrn durch ein gewagtes Witzchen zum Lachen gebracht. Die Mutter und die Kinder durften mitlachen. Dann fing ein Zweig am Weihnachtsbaum Feuer, und in übertriebener Aufregung überschüttete der Vater die Kinder dafür mit ungerechten Vorwürfen. So sank die schöne Stimmung ein wenig. Später aber, beim Abendessen, erholte sie sich wieder, denn der Vater erzählte bei gutem Essen viele Geschichten und schilderte ihnen ganz ausführlich die Weihnachtsbescherung im königlichen Schlosse, der er natürlich niemals beigewohnt hatte.

Dann ging man schlafen. Vater und Mutter, ein jeder in sein Zimmer, und die Kinder plauderten in ihrem Kämmerlein noch stundenlang selig, im wonnigen Bewußtsein, daß nun drei ganze, lange Feiertage ohne Schularbeiten und mit vorzüglichem Essen kommen würden. Freilich nicht so friedlich wie der heutige Abend, aber

das wäre auch zu viel des Guten gewesen. Sie kannten ihren Vater und sahen die Wandlung voraus.

Albert war in seinen Träumereien bis an die Isarbrücke gekommen und blieb jetzt stehen, indem er zu den schwarzen, verschwimmenden Baumgruppen am jenseitigen Ufer hinübersah. Bitter wuchs von neuem in der kalten Einsamkeit, die ihn vom Wasser her umzog, das scharfe Gefühl des Verlorenen und nie Besessenen in seiner Seele. Die Liebesregung dieser wenigen Abende, was hatte sie für sein ganzes Leben bewirkt? Je mehr die Kinder herangewachsen waren, desto weniger Bedeutung hatte das Weihnachtsfest für die Eltern, und zwischen ihnen klaffte bald ohne Ausnahme, rücksichtslos der fürchterliche Riß. Die Mutter zerbrach daran und resignierte, der ältere Knabe wurde krank und starb, und der Vater verkehrte wie ein Fremder, der sich nur bedienen ließ, im eignen Hause. Albert aber, auf seiner freien, harten Künstlerlaufbahn durchgedrungen, löste sich allmählich von der alten Umgebung, indem er große Reisen unternahm und lange in der Fremde blieb, mit andern Augen, andern Wünschen. So war es gekommen.

Und ſo war er allmählich allein geblieben. Nur die Mutter grüßte ihn noch, wo auch immer er ſich aufhielt, wie ein ferner Stern.

Die Iſar rauſchte dunkel zu ſeinen Füßen, und er fühlte ſein Leben mit den Wogen dahineilen. Ohne Liebe keine Weihnacht, ohne Weihnacht keine Liebe. Künſtlich aufgeklebt bei ihm das alles — unhaltbar, ohne Bedeutung die Träume der Kindheit, da ſie im ſpäteren Leben den großen Stürmen nicht ſtandhielten. Nur ſich ſelber durfte er noch befragen, nicht, was er gelernt, kein Beiſpiel, das ihn ſicher führte; wo er auch bangte und litt. Und ſo ließ er denn ziehen den ſüßen, kindiſchen Traum, ſo gab er ſich denn ganz ſeinen Pflichten, ſeinem einſamen Ringen hin.

Er fürchtete ſich davor, in die Stadt zurückzukehren, und vor der Finſternis des ſtillen Parkes fürchtete er ſich noch mehr. Was blieb ihm übrig? Er wandte ſich wieder dorthin, von wo er gekommen war. Und als er den Straßen wieder zuſchritt, wo jetzt nur noch vereinzelte Wanderer ſich zeigten, da blieb er unwillkürlich wie gebannt und mit pochendem Herzen ſtehen. In jedem Hauſe, in jeder Wohnung leuchtete es

und rief nach ihm. Er ſah ſie förmlich, die liebenden und geliebten Menſchen, er fühlte den alten, wunderbaren Zauber, den er eben noch entthronen wollte, übermächtig vor ſich erſtehen. Ein tiefer, mahnender Klang, ein Lied ohne Töne umzog ihn, während er zaghaft dahinſchritt und zu den ſchimmernden Fenſtern hinaufſah. Es rief wie Glocken in ihm, du ſollſt verzeihen, denn du haſt es nicht verſtanden, dein eignes Leben und das Leben der Deinen. Keine Lüge hat dir die Kindheit ins Herz gelegt — auch jetzt und bei allen andern Menſchen iſt es keine Lüge. Die Welt ſtrebt fort, ins Unbekannte, ohne zu ſehen, ohne zu hören, doch einmal kam die Botſchaft des Lichtes in die Welt, die ihren Weg erhellte. Vor tauſend, abertauſend Jahren, als zu dem gleichen Stern, der jetzt vor deinen Augen funkelt, die heiligen drei Könige zogen. Das Wort verklang, die Wahrheit blieb, und im Chaos des Daſeins erneuert ſich jedes Jahr der Tag, wo ihr des göttlichen Lichtes gedenken ſollt. Ein Funke davon iſt in euch allen. Auch in deinem Vater, und es fehlte nur der Gott, der ihn für immer zur Flamme entfachte. Allüberall fehlt dieſer Gott, wenn man ihn nicht

hegt und pflegt, wenn man das Bild des Einen, der gelebt hat, dem kindlichen Herzen nicht heiligt. Du biſt ſchuld, du ganz allein, wenn du nicht lieben kannſt an dieſem Abend. Wer biſt du, daß du zweifelſt, wo ich glaube?

Und Albert wehrte ſich im Uebermaß des Schmerzes gewaltſam gegen dieſe innere Stimme, die immer lauter, immer eifriger gegen ihn ſprach, und endlich rief er ihr zu: ‚Ich zweifle nicht! Was willſt du? Ich möchte nur kein Kind mehr ſein, um nicht wieder enttäuſcht zu werden, um die Wahrheit der Liebe immer und immer an mir zu erfahren!‘ Und leiſe, lauter doch, als ſeine Abwehr, hörte er die Antwort: ‚Du biſt ein Kind.‘

Da fühlte er ſich plötzlich am Arm gepackt. Er ſchreckte zuſammen und wandte ſich um. Da ſah er in die gütigen Augen des Ehepaares Böcking, die ihn aus Pelzkapuzen ſchelmiſch anlachten.

„Treffen wir Sie doch noch, Sie einſamer Melancholikus!“ rief der Juſtizrat und ſchüttelte Albert die Hand. „Was ſind das für Ideen, als Fremder ſo allein in der Stadt herumzulaufen! Wollen Sie denn durchaus ſchwer-

mütig werden? Das lohnt ſich doch wahrhaftig nicht.“

„Darüber denke ich eben nach,“ erwiderte Albert.

„Laſſen Sie das ſein, Herr Doktor!“ rief die junge ſchlanke Frau mit ihrer weichen, kindlichen Stimme. „Dabei kommt nichts Geſcheites heraus! Jetzt haben wir Sie gefunden, und nun entwiſchen Sie uns nicht mehr! Die Beſcherung bei uns iſt freilich vorüber, aber jetzt gehen wir zu meinen Eltern, und da kommen Sie natürlich mit, ſie werden ſich herzlich mit Ihnen freuen!“

Albert wollte noch zögern, wurde aber von den Freunden unter den Arm genommen, und in raſchem Tempo ging es nun die Maximilianſtraße hinunter zu dem Hauſe, wo Frau Böckings Vater, ein alter, bedeutender Muſiker, wohnte.

„Was haben Sie denn da eigentlich unter dem Arm?“ fragte der Juſtizrat im Gehen, indem er auf das Paket deutete, das Albert noch immer, ohne davon zu wiſſen, trug. „Haben Sie ſich etwa ſelber etwas geſchenkt?“

Albert mußte lachen und erzählte, wie er zu dem Inhalt des Pakets, einem Regiment von Hampelmännern, gekommen war.

„Hampelmänner!“ rief Frau Böcking entzückt. „Ach, ſchenken Sie mir einen!“

„Sie können alle haben, gnädige Frau.“

„Das iſt übrigens reizend, was Sie da getan haben! Ganz reizend finde ich das!“ Und im Weiterſchreiten ſah ihn die junge Frau mit liebevoller Teilnahme von der Seite an.

„Wir haben keine Kinder, Doktor,“ ſagte der Juſtizrat, als ſie das alte Haus betraten und die dunkle Wendeltreppe hinaufſtiegen — „da müſſen wir eben ſelber Kinder ſpielen. Glauben Sie mir, mit all unſerm Wahrheitsdrang und Erkenntnisgerede — das Tiefſte und Beſte in uns bleibt doch das Kind. Das zeigt ſich erſt am Weihnachtsabend. Warum ſollen wir dagegen ankämpfen? Nein, Doktor — froh wollen wir ſein, wenn wir noch glauben und uns freuen können.“

Albert nickte nur. Er freute ſich ſo herzlich, daß er die beiden getroffen und mitgegangen war. Nun trat er wie ein Kind mit den andern großen Kindern unter den ſtrahlenden Chriſtbaum. Die alten, liebevollen Leute ſchafften noch raſch ein paar Geſchenke für ihn herbei, ſonſt hätte ihm wirklich das Herz weh getan, und all ſein Ver-

trauen, all seine Andacht fand er wieder, als nach der Bescherung schöne Musik erklang. Kein Weihnachtslied, von dünnen Kinderstimmen gesungen — ein Andante von Beethoven, das die Künstlerhände des alten Musikers spielten, beseligte sein Herz.

# Der Tiger

„Wie weit iſt es bis Hardwar, Vater?“

„Willſt du heute noch nach Hardwar, Sohn?“

„Ja, Vater.“

„Eine Tagereiſe. Wenn der Mond weiß wird, kommſt du nach Hardwar. Was biſt Du?“

„Du ſiehſt es, Vater. Das nämliche, was du biſt. Ein armer Nat (Bettler). Aber ich kann auch mit Dolchen ſpielen.“

„Mit Dolchen? So? Mit vergifteten Dolchen?“

„Das gilt der Menge gleich.“

„Durchaus nicht, Freund. Wenn du dich zum Beiſpiel beim Fangen ritzen und, vom Schlangengift durchrieſelt, dich am Boden wälzen würdeſt, dann ſtrömten dir die Leute zu. Wirkliche Todesqual iſt ſelten zu ſehen. Sie gaffen und geben dir gern ihre Kupfermünzen, und wenn du tot biſt, gehen ſie weiter. Aber Dolche? Ganz gewöhnliche Dolche? Nein, das zieht nicht.“

„Was kannſt du denn, Vater?“

„Ich kann gar nichts. Ich habe ein Gelübde abgelegt.“

„So! Wem denn?“

„Der blutigen Kali.“

„Und worin beſteht dein Gelübde?“

„Narr du, ſiehſt du es mir nicht an? Ich kneife, ſolange ich leben werde, bis zum nächſten Daſein mein linkes Auge zu.“

„Ich dachte, dich blendete die Sonne.“

„Ja, das iſt gar nichts, das Auge zukneifen, wenn die Sonne ſcheint. Nein, wenn ſie nicht ſcheint, immer und ewig, bei Regen und Sonnenſchein das Auge zukneifen, das iſt etwas, und das habe ich nun ſeit ſiebzehn Jahren in Qualen und Ueberwindung durchgeführt. Frage die Leute.“

„Und davon lebſt du?“

„Freilich — man bezahlt mir meine Willensſtärke. Die armen Leute aus den Dörfern kommen und betrachten mich, namentlich jetzt, wo die Petmadi (Cholera) wieder ausbricht.“

„Leb wohl, Vater.“

„Bleib hier, Sohn, du gefällſt mir, du ſollſt es gut bei mir haben. Willſt du in den Dörfern umhergehen und den Leuten von meiner Heiligkeit erzählen, ſie mir herbringen, daß ſie mich betrachten, ſo will ich dir monatlich ein Säckchen Reis und eine Silberrupie geben.“

„Leb wohl, Vater.“

*

Am Rande des Waldes traf der junge Bettler ein kleines Mädchen, das einen Baſtkorb mit Mhovahfrüchten auf dem Kopf trug. Er hielt es an.

„Lieb Kind, wie weit iſt es noch bis Hardwar?“

„Eine Tagereiſe. Willſt du wandern?“

„Ja, Kind.“

„So nimm dich vor dem Tiger in acht.“

„Iſt ein Tiger im Walde?“

„Ja, Nat, ein großer, ſchrecklicher Tiger. Er hat uns unſre beſte Kuh zerriſſen, die Nala vom Dorfrichter.“

„Bei Tage ſchlafen die Tiger.“

„Wenn ſie Hunger haben, nicht. Willſt du wirklich wandern?“

„Kind, ich muß. Morgen iſt das heilige Feſt der Gangesquelle. Da kommen viel tauſend Menſchen nach Hardwar. Ich kann mit Dolchen ſpielen. Ich habe ſeit geſtern morgen nichts gegeſſen.“

„Nimm!“ Sie reichte ihm den Korb.

„Nimm doch! Mein Vater wird nicht böſe.“

„Du Gute — Reine — ich darf ja nicht. Nein, nein, ich bin noch ungewaſchen.“

„Warum haſt du dich nicht im Fluſſe gewaſchen?“

„Das dürfen wir Bettler nicht.“

„O, unſer Brahmane hätte es dir erlaubt.“

„Das tat er eben nicht. Er hat mich peitſchen laſſen.“

„Peitſchen!“

„Ja, betrachte meinen Rücken.“

„Du armer Nat. O weh.“

„Kennſt du die Tochter des Brahmanen?“

„Mandanika? Die iſt häßlich.“

„Häßlich? Nein. Ich fand ſie ſchön. Ich ſaß auf den Stufen des Siwatempels, und da ſchritt ſie mir vorüber. Wie eine Göttin und ein Kind. Sie bemerkte mich. Da nahm ſie zwei Orangen aus den Falten ihres Purpurkleides und ſpielte voll Zierlichkeit damit, indem ſie die Früchte in die Luft ſchnellte und wieder auffing. Dabei entfiel ihr plötzlich der eine goldene 'Ball. Sie blickte ärgerlich zu Boden und dann verſtohlen auf mich. Ich erhob mich dienſtfertig, nahm die Frucht, hauchte darauf, ſo daß kein Stäubchen an der glatten Schale blieb, und reichte ſie ihr mit Demut. Da ſchlug ſie ſie mir aus der Hand und mich mit dem Fuße, daß ich taumelte, und ſchrie: ‚Du Tier! Du wagſt es, mich zu berühren!‘“

„Und dann?“

„Und dann kam der Brahmane aus dem Tempel mit allem Volk, das im Innern gebetet hatte, ließ mich ergreifen und, ohne meine Verteidigung anzuhören, öffentlich durchpeitschen. Das Mädchen sah lachend zu.“

„Das tat unser Brahmane?!“

„Ja, Kind. Der Brahmane von Lunda.“

„Lunda? Unser Dorf heißt Rentschi.“

„Rentschi? Nicht Lunda?“

„Nein. Wann soll das alles gewesen sein?“

„Ja, wann? Als Neumond war.“

„Neumond? Vor acht Tagen! — Und wo liegt Lunda?“

„Bei Benares . . . Nein, ich irre mich . . . Ich hätte mich nicht in die Städte wagen sollen.“

„Und mir erzählst du, unser Brahmane, in unserm Dorf sei das gewesen? Unser guter alter Priester? Pfui über dich, du Lügner! Frecher Verleumder!“

„Kind, ich habe Feuer im Kopf, ich bin verwirrt, ich bin so müde, ich habe seit gestern morgen nichts gegessen.“

„Nein, du bist ein Lügner! Ich will nichts von dir wissen! Geh! Du bist unrein! Geh!“

*

Der Bettler ging in den Wald. Die feuchte Schwere des ungeheuern Sumpfes, den die Himmelsmauer des Himalaja von der Gangesebene trennt, umfing ihn. Vom Menſchen gemieden, dem Menſchen eine Oede, weil ſie ihm Atem und Lebenskraft raubt, iſt dieſes fruchtbarſte Reich die Heimat alles Nichtmenſchlichen. Das Lebeweſen an ſich, in ſeiner inſtinktiven Werdeluſt, gedeiht hier in unbändiger Fülle. Das Chaos der Schöpfung und ihrer Götterlaune unbelauſchte Spielwonne, hier iſt ſie zu finden. Ein Paradies, ſich ſelbſt überlaſſen durch tauſend und abertauſend Jahre nach dem Sündenfall.

Das „Terai“ hat ein Klima, das in wenigen Minuten die Bruſt des Menſchen wie mit Blei füllt, ſeine Adern dörrt und die vom Geiſt gelenkten Gliedmaßen zu mechaniſchen Puppengliedern macht. Der Europäer verſagt ſchon beim Eintritt in dieſe Wildnis. Malaria iſt ihm gewiß. Der Hindu aber, in deſſen Blut von tauſend Generationen her das ſüßeſte Gift der kranken Schönheit mitrollt, ein Gift, das Lotosblumen dem Schmutz entſprießen läßt und mörderiſchen Tigern ein Prachtkleid von Schwarz und Feuerfarbe gibt — der Hindu bleibt am Leben.

Ein Schatten wandert er durch dieſe ſchöne Hölle. Gluthitze, Gifthauch aus Schlingpflanzenblüten und dunkeln Orchideen, züngelnde Schlangenrachen, ihm ſind ſie vertraut. Kaum wehrt ſich ſeine Lunge gegen die ätzende Nahrung, kaum ritzt noch ein meſſerſcharfer Kaktus ſeine nackten Beine. Die Schlangen beachten ihn kaum und halten ihn für einen aufrechtgehenden Affen. Er gehört hier zur Natur, und wenn er zuletzt doch überwunden wird, ſo iſt ſein Menſchentum daran ſchuld. Ein Ringelkrebs, auf den er träumend tritt, ein ſchwarzer Skorpion kann die entweihte Oede an ihm rächen.

Der Bettler wußte das alles und war doch froh, den Menſchen fern zu ſein. Er fühlte ſich wohl als verachtetes Tier unter Tieren. So tappte er triebhaft mit loſen, hängenden Gliedern über den ſchlüpfrigen Boden hin, ſein armes Bündel am Rücken, das oft an den Schlingpflanzen und Luftwurzeln hängen blieb. Wenn er nur nach Hardwar kam. Dort kannte man ihn, dort wurde er — o ſüße, törichte Hoffnung des Hoffnungsloſen — erwartet! Der Hoheprieſter erlaubte ihm jedes Jahr, im Vorhof des Tempels zu Ehren der Gottheit ſein Dolchſpiel aufzuführen, zuweilen

ſogar an der Reinigung der Götterbilder teilzunehmen. Dafür lohnte es ſich ſchon, die Tagereiſe bis zur Lichtung zu machen und den Tigern gleichſam durch die Klauen zu laufen. Wen's traf! ... Ihn traf es vielleicht noch nicht. Heute noch nicht. Und in Hardwar wartete auf ihn das köſtlichſte Gut, das die Welt zu vergeben hatte: Achtung, Achtung, Achtung. Nicht Geld noch Gut. Was war das wert? Der Vizekönig in Kalkutta konnte an der Cholera ſterben. Aber Achtung! ... Balſam, jedes Jahr einmal, auf Wunden, die ſich niemals ſchloſſen, auf das alte, ewig neue Erbteil der verfluchten Kaſte.

Mechaniſch griff der Bettler unter die Lumpen, die ſeine Bruſt bedeckten. Er taſtete auf der nackten Haut nach ſeinem Fetiſch. Da war er noch — den Göttern Dank — er hatte ihn nicht verloren. Es war eine große, nicht gefaßte Perle von wunderbarer Schönheit. Sie hatte den Altersglanz, der einzig iſt, die gelbliche Milde — ſie war ſchon bei vielen ſeiner Vorfahren geweſen. Ihm hatte ſie die Mutter vermacht, als ſie in Gudſcherat den Scheiterhaufen beſtiegen, auf dem die Leiche ſeines Vaters verkohlte. Noch wehte ihn der heilige Rauch der Todesſtunde an. Die

Mutter löſte mit verzücktem Blick ihr reiches Haar auf — fremd ſtarrte ſie von oben auf ihr Kind herab, deſſen Herz in Grauen und Weh zerſprang. Doch wagte er nicht, ſie zu retten, die Prieſtermörder zu vertreiben. Der alte Brauch geſchah, die Flamme ſchlug empor, die Mutter ſchwand. Er mußte mitſingen, uralte Slokas (Sprüche). Das Volk ging befriedigt fort, und niemand dachte an die Waiſe. Da wagte ſich plötzlich ein engliſcher Gaffer, der ſich vor dem Fanatismus der Hindus verborgen gehalten, aus dem Buſchwerk hervor und fragte ihn freundlich nach der Perle. Er hatte beobachtet, wie die Todgeweihte ſie ihm geſchenkt, ſein Kennerblick vermutete einen Schatz darin. Als er ſie ſah, verdrehte er die Augen, unbeſonnen bot er eine Goldrupie dafür. Ein reicher Mann — ein reicher Mann ſollte der Bettler werden. Aber was war ihm die Goldrupie? Sie konnte ihm am Abend ſchon geſtohlen werden, und der Beſtohlene kam ins Gefängnis. Aber die Perle — die Perle ſeiner Mutter mußte er behalten. Sie löſte ſich nicht aus ſeiner Hand — er hätte erſt den Arm abhauen müſſen. So barg er ſie auf ſeiner Bruſt und ſprang davon wie ein gehetzter Affe

— der enttäuſchte Engländer konnte ihm nicht folgen.

An einem Kettchen hing die Perle nun, und niemand wußte davon. Ach, Kühlung brachte ſie ihm noch in dieſer glühenden Wildnis, ſein keuſcher, verſchwiegener Schatz. Und niemand wußte davon.

Es dunkelte im Wald. Er ging durch einen Banianenhain, deſſen Luftwurzeln hohe, durcheinander laufende Säulengänge bildeten. Herrlich aber verwirrend — er verlor den Weg. Es war ihm auch nicht mehr gegeben, die Richtung nachzuprüfen — ſeine Sehnſucht ging nach Hardwar, das war ihm genug. Sein Hunger wankte ahnungslos an früchteſchweren Feigenbäumen vorüber, ſein Durſt erblickte die ungetrübte Quelle nicht, die aus mooſigen Steinen ſickerte. Er ſah im Abendſonnenglanz die Lichtung und die Stadt. Hoch ragten die Marmortürme des Tempels. Das Volk umwogte ihn, mit Blumen geſchmückt, Gold, Edelſteine, koſtbare Seiden ſah man in berauſchender Menge, die Luft war von Wohlgerüchen geſchwängert. Plötzlich aber, plötzlich erblickte man ihn. Der Hoheprieſter, ein markiger Greis, erhob ſich von ſeinem ſilbernen Thron und winkte den Bettler näher: „Kommſt du wieder,

du Getreuer?“ ſprach er, und alle lauſchten ſchweigend. „Bringſt du wieder deine arme Huldigung dem Vater Ganges dar? Sri Ganges! Lohne es ihm! Er braucht unſer Gold nicht, der hundert Meilen kommt, um deine Geburt zu feiern! Er braucht den Dank der Gottheit und die Ehrung der Menſchen! Ehrt ihn, Leute! Freut euch an ſeiner Kunſt!“ So ſprach der Hoheprieſter, wirklich, er hörte ihn genau, und das Volk wich, in die Hände klatſchend, zurück, ſo daß ein freier Platz entſtand, in deſſen Mitte er allein, vom funkelnden Abendlicht beſchienen, zur Schau ſtand. Wie ſpringende Blitze flogen ſeine Dolche empor und tanzten einen Wirbeltanz in der Luft wie nie zuvor. Er ritzte ſich keinen Finger. Heile Hände konnte er nach jedem Gang den begeiſterten Zuſchauern zeigen. Und ſie ehrten ihn — alle — alle. Auch ſeine Mutter kam, an einer Göttin Hand — aus Himmelshöhen ſank ſie auf einer Roſenwolke zu ihm nieder. Die verbrannte Mutter, die ſchöner war als je, weil ſie für ihre Liebe geſtorben war. Makelloſer Geiſt, du Richterin der Frauen! Sie umfaßte ihn zärtlich mit dem einen Arm, und mit dem andern wies ſie gebieteriſch eine Bittſtellerin von ſich, die aus

dem Staube zu ihr emporkroch. Wer war das? Er erkannte ſie allmählich. Sie, ja ſie, die ſtolze Brahmanentochter von Lunda. Sie, die ihn für ſeine Ehrfurcht mit dem Fuß geſtoßen, die Peitſche des Vaters über ihn gebracht und den Hohn der Gaffer. Sie weinte jetzt. Das konnte er nicht ſehen. Und er bat ſeine makelloſe Mutter, bat ſie — was wohl? Er vergaß es. Er war ſchon anderswo. In Gudſcherat, am Meeresſtrande lag er, wo metalliſche Muſcheln im Sande glühten. Grün und ſilbern ſchwebte ihm die endloſe Ferne vor. Er war noch klein, er ſaß an den Vater gelehnt, der ſeine Bambusflöte blies, der blinde Mann. So hatte der Vater gebettelt. Die Töchter des engliſchen Feldherrn gingen vorüber und beſchenkten ihn. Sie ſtreichelten auch den Knaben, der ſie groß anblickte. Und Mabel rief, er hörte es genau: „Du haſt ja Augen wie ſchwarze Diamanten!“ Ihr Haar flog im Winde. Sie hielt ihren Hut feſt, lachte und ging weiter.

Er aber mußte nach Hardwar! . . . Er war kein Kind mehr. Niemand ſtreichelte ihn jetzt um ſeiner Augen willen. Und in etwas klarerem Bewußtſein, wo er ſich befand, ſtolperte er plötzlich, ſtieß an eine Baumwurzel und blieb ſtehen.

Er rieb ſich die Augen. Wie ſpät? ... Wo war er? ...

Richtig?! Nun, ganz richtig ...

Nein ...!

Doch, doch ...

Er kannte dieſe Gegend nicht. Der Weg, der ihm vertraute, war es nicht! O Siwa, Siwa ... und der Mond ſtand ſchon am Himmel.

Es brauchte nur ein kleiner Irrtum zu ſein. Vielleicht nur das Bambuswäldchen vor ihm, das er nicht kannte. Konnte er es umgehen, ſo würde er ſicher wieder auf den richtigen Weg kommen. Beherzt ſchritt er weiter. Da er nur geradeaus ſah, geriet er in einen Sumpf, ſank plötzlich ein und mußte ſich an glatten Lotosſtengeln wie an Schlangenleibern, die roſige Mädchenköpfe hatten, feſthalten. Keuchend kam er wieder empor und ſchlug ſich durch die klirrenden Bambusſtämme. Kein Ende, kein Ende. Er hatte ſich doch verirrt. Heiß gurgelte das Sumpfwaſſer unter ſeinen Füßen, zuckende Molche berührten ſeine nackten Beine, und der Peſthauch verweſender Pflanzen betäubte ihn faſt.

Aber es war ja nicht möglich! So konnte ihn die Gottheit nicht verlaſſen. Er, der ehrlich

rang, der ſiegreich durch Schmach und Gefahr ſein Menſchentum hindurchtrug, er ſollte am Wege liegen bleiben, ein raſch vergeſſener Raub des Hungers und der Tiere? „Sri Ganges!“ flüſterte er. „Der du mich kommen hörſt, um dein Feſt zu verſchönen — öffne mir den Weg! Gib mir ein Zeichen auf Erden oder am Himmel, das mich tröſtet! Vater! — Hörſt du mich!?“

Doch alles blieb ſtill und taub. Nur das öde Rauſchen der trockenen Bambusblätter und das Gurgeln des Sumpfwaſſers unten war vernehmbar. Halb von Sinnen taumelte er weiter. Der Mond wurde weiß. Um dieſe Stunde ſollte er in Hardwar ſein. Der Hoheprieſter wartete vergeblich. Das Strohlager, das ihm im Vorhof des Tempels ſchon bereitet war, blieb leer. Wer wies ihm den Weg? Den Weg! O Einſamkeit des Menſchen! Sein eigner Fuß trug ihn fort von Ziel und Glück — mit jedem Schritt, den ſein fieberndes Sehnen vorwärts tat, blieb er zurück und floh, als ob er ſein Verderben ſuchte.

Endlich! . . . Endlich. Der Boden wurde feſt. Er konnte aufwärts klimmen, er ſchien auf ein felſiges Land zu kommen, vielleicht auf eine Höhe, die ihm Ausblick brachte, Klärung. Ja! Der

Wald wurde licht, er brauchte ſich nicht mehr durch die ewig gleichen Bambusſtäbe zu ſchlagen, die ihn wahnſinnig machten. Schon ſah er rauhe, unbewachſene Hügel vor ſich. Aufſteigend ſtand er frei im blauen Abenddunkel, das tiefer ſchon hereingebrochen war. Ein matter, ſtöhnender Wind umkreiſte ihn — am Himmel zuckten trübe Sterne. Höher, höher, nur höher hinauf! Den Horizont erblicken, wo im letzten roſigen Saum des Sonnenunterganges die Türme der Stadt ihn grüßten. O, ſeine müden Glieder, böswillige Feinde des nie ermattenden Willens! Ueberwinden, was ſo träge war, noch dieſen Vorſprung nehmen, dieſen, der wie eine Stufe aus dem Gipfel herausragte, ſo daß er ſie mit ſeinen Händen packen und in letzter Kraftaufbietung ſich emporſchwingen mußte. Jetzt war er oben. Oben! . . . Doch wie gelähmt, ein Felsblock ſtand er ſelber da.

Er war nicht allein auf der Höhe. In heiligem Schweigen, wie furchtbarer Erwartung voll, ſpannte ſich über ihm das Himmelszelt. Es regte ſich nichts ringsum. Doch vor ihm, thronend wie ein grauſamer König, auf einer Anhöhe der Tiger. Unbeweglich, ſtark, der kommenden Beute gewiß, erwartete er ihn. Ein Sternbild zuckte über

ſeinem Haupt, und ſilbern leuchteten die Augen des Tieres im Mondlicht.

„Jetzt bin ich verloren.“ Ruhig tönten dieſe Worte in dem jungen Bettler. Er blieb dort ſtehen, wo er ſtand. Sein Bündel, ſein Wanderſtab entfielen ihm, er breitete die Arme aus. Der Tiger duckte ſich. Und als wollte er mit der Todesfurcht des ihm gewiſſen Opfers ſpielen, ſtürzte er ſich noch nicht darauf, ſondern dehnte und reckte ſich katzenhaft, in ſchrecklicher Anmut. Die Schnurrborſten über dem hungrigen Maul geſträubt, wie der Bart eines Praſſers, der ſich an die lockendſte Tafel ſetzt. Die mächtigen Schultern mit den ſchwarzen Bändern auf feuerfarbenem Grunde Zeichen der furchtbaren Kraft des ſonſt ſo zierlichen Geſchöpfes. Seine ſchwarzweißgelbe Teufelsfratze zitternd vor Blutdurſt und Feigheit, die großen Katzenaugen wie Opale, ſteinerne Gefühlloſigkeit gegen Menſchenbitten und Qualen.

„Strafgericht!“ flüſterte der Bettler. „Letzte Hölle! Du wirſt über alle kommen! Wie du ausſiehſt — wird das Ende der Welt ausſehen! Das beſte Streben endet ſo! Ein Fraß für Tiger! Tiger leben!“

Er lachte plötzlich — lachte gellend und laut. Es riß wie ein Blitz in das angſtvolle, einſame Dunkel. Erſchrak die Beſtie nicht? Sie hatte einen Schritt zurück getan — das war gewiß. Einen lautloſen, vorſichtigen Katzenſchritt. Sie knurrte.

„Dazu bin ich durch die ſieben Höllen gelaufen! Dazu habe ich an den einigen Himmel geglaubt! Mahadewa! Biſt du nur ein Traum der Menſchen? Können wir dich nur ſehen, wenn wir ſatt und behaglich ſind? Glauben wir ſonſt an keine Götter?!“

Er lachte wieder. Ging vorwärts — in einem wilden, höhniſchen Wahnſinn, die Arme öffnend, gerade auf den Tiger zu. Der fletſchte die Zähne. Er wand ſich — doch vorſtürzen ſah ihn der Bettler noch nicht.

„Da bin ich! Teufel! Nimm mich! Ich bin enterbt, weil ich des Gottes voll bin! — Willſt mich nicht? Was zögerſt du? Was klemmſt du den Schweif ein, knurrſt und ſiehſt dich mißmutig um, als wenn dir der Hunger vergangen wäre? Bin ich auch dir zu ſchlecht?“

Er lachte von neuem. Im raſenden Taumel wagte er es, ſich dicht vor dem mächtigen Raub-

tier aufzustellen. Das fauchte ihn an — doch nicht wie ein Henker, sondern wie ein ergrimmter Sklave. Plötzlich schlug der Tiger mit der Tatze nach ihm — er traf ihn am Schenkel, warmes Blut floß. Nun — nun war's um ihn geschehen.

„Mutter!" rief der Nat mit übermächtiger Stimme und streckte die Hände zum Himmel auf. „Mutter — — — Laß mich glauben, daß ich mit dir vereinigt werde! — — Sonst leben wir Armen umsonst! —"

Längst war der Ruf des Todbereiten verklungen. In Ewigkeit, in taubes Schweigen. Der Nat hatte die Augen geschlossen, um das Urteil zu erdulden, nicht den wilden Vollstrecker zu sehen. Aber der kam nicht. Minuten verrannen. Nur ein dumpfes, unzufriedenes Knurren, das sich langsam zu entfernen schien, war vernehmbar. Da öffnete der Bettler schließlich seine Augen. Er sah — sah deutlich — — der Tiger floh. Mit eingeklemmtem Schweif, wie ein geprügelter Kater. Scheu sah er sich noch einmal nach dem Menschen um, bevor er im Dickicht verschwand — mißtrauisch gegen den Wahnsinnigen, Sprachgewaltigen, dessen Raserei ihm nicht behagte. Er wollte lieber eine kleine Gazelle aufspüren, eine

dumme, kleine, warmblütige, ſüßſchmeckende Gazelle. Kein Geſchöpf, das ihm widerlich war, weil es weder wie ein Gott, noch wie ein Affe ausſah. Er ſchüttelte ſich und verſchwand.

Der Verirrte blieb allein. Sein Geiſt verlor die Spannkraft. Verſchmäht von der letzten Gewißheit, die das Leben hatte, widerſtandslos dem Hunger, der Selbſtzerfleiſchung preisgegeben, mit entkräfteten Gliedern, ohne Krallen, ohne Reißzähne — — ſo grinſte er die Gottheit an. Er wußte nun wenigſtens bis zum Sterben nicht mehr, daß er ein Menſch war.

# Angekauft

Da ſah er die beiden Türme wieder, die ſchwarzen herausfordernden Spitzen im Himmelsblau. Nun ja, ſie waren gotiſch, und er mochte eigentlich alles, was gotiſch war — des Menſchen dunkle Menſchlichkeit im Lichtall Gottes. Aber niemand wußte, daß an ſeinem kleinen, gebückten Körper Flügel zur Freiheit hingen, beſchwingter Haß gegen jede pfäffiſche Knechtung. Niemand. Ueberhaupt — wer wußte von ihm? Und doch... Er mußte wieder an Ruth denken.

Mit ſchwerem Blick ſah er durchs Fenſter in die ſchimmernde Taltiefe der Stadt, zu der ihn ſein Zug geſchäftig ſtampfend brachte. Der Wintermorgen war erwacht mit tanzenden Sonnenfeuern auf ſchneebedeckten Häuſern, mit harter Kälteklarheit über dem Dunſte menſchlicher Wohnſtätten. Vor ſieben Jahren war er in Haß von ihnen geſchieden — heute, da er ruhiger zurückkehrte, wußte er, daß er ſie damals ſchon geliebt hatte. Den farbigen Abglanz, ja — und doch — ſein Malerauge hatte daran das Leben. Was verlangte er auch von den Menſchen? Jeder wahrhaft Einſame ſollte ſo ſtolzen Geiſtes ſein,

daß er dort nur seine Ansprüche stellt, wo er auf Erfüllung rechnen kann. Seltsam — solche Worte, nur viel schlichter und einfacher, hatte vor Jahren Ruth zu ihm gesprochen. Er aber hörte nicht auf sie und haßte und floh die Menschen.

Sein langes Zigeunerhaar war über die kleinen, düsteren Augen geglitten — er strich es nervös zurück und streifte mit einem mißtrauischen Blick den einzigen Reisegenossen, der sich im Coupé befand. Der aber konnte nicht Gedanken lesen, nein — der dicke Schlächtermeister oder pensionierte Polizeirat oder... Gedanken lesen — Gott sei Dank, das war noch das Beste, was solche Leute nicht konnten. Aber dieses verzeichnete, plumpe Gesicht mit den hervorstehenden Augen, die immerfort Schlaf suchten, ärgerte ihn — er warf sich mit einer hastigen Bewegung in die Polsterecke zurück und suchte selber Schlaf.

Er fand ihn nicht. Es war kein Traum, der sein erregtes Hirn umspielte. Wahrheit war es, harte, wirkliche Wahrheit. Er, der damals wie ein Ausgestoßener in dieser alten, lebensfrohen Stadt gehaust und nur auf einsamer Wanderung durch die Hügelwälder im Umkreis sich als ihr Bürger gefühlt hatte, er kehrte heute als Sieger

zurück, als „Name“, als Meiſter, deſſen Bild im „Allerheiligſten“, im Kuppelſaale des Muſeums hing. Er wußte ſogar, wo! Sein Herz ſchlug raſch und laut bei dieſem Gedanken. Böcklin gegenüber. Böcklin. Auch der liebe Gott muß darben, wenn er der rechte Gott der Zukunft werden will. Aber er durfte ſeinen Kampf an einem ſolchen Kampf nicht meſſen — wohl hatte er den unerſchrockenen Blick getan in Menſchennot und ſchmerzgeborene Schönheit, wohl fühlte er die dunkle Glorie des Wiſſenden an ſeinem ergrauten Haupt. Doch war ihm ein Jenſeits nicht aufgetan, die Farben des Paradieſes funkelten nicht in ſeinen Augen und floſſen nicht aus ſeiner Hand. Es legte ſich immer wieder ein erdrückender Schmerz auf die lichten Keime ſeiner Erhebung. „Das Tal der Sorge“ hieß ſein Bild. Das „Tal der Sorge“ war vom Staate angekauft und hing im Allerheiligſten, im Kuppelſaale des Muſeums. Böcklin gegenüber. Immerhin! Er war ja er, und — jener war jener. Es lagen unſichtbare Gebirge zwiſchen den Kunſtwerken eines Galerieſaales, deſſen Wände vom Zollſtock der Beamten ausgemeſſen waren. Und mußte es nicht auch Menſchen geben, die ſich von der

holden Lichtſeite des Lebens gefaßt und liebevoll zur Nachtſeite, zu ſeiner Kunſt hinüberwandten? Junge Frauen, die geboren hatten, Jünglinge, die ſchuldig geworden, und die Alten alle, die Alten. Auch Kindern mußte beides ſelbſtverſtändlich ſein: der Himmelsgarten Böcklins und Jakob Linars arme Feldarbeiter.

Ob ſein Reiſegefährte von ihm wußte? Ob er die Notiz geleſen hatte, die vor einigen Tagen in allen Zeitungen geſtanden: Jakob Linars bekanntes Gemälde „Das Tal der Sorge“ wurde ſoeben vom Kultusminiſterium für das Königliche Muſeum angekauft? Sicher hatte er ſie geleſen — beim Morgenkaffee, zwiſchen Familiennachrichten und Unglücksfällen. Die Verlobungsanzeige von Malchen Müller und Auguſt Schulze hatte ihn weit mehr intereſſiert. Natürlich — dieſe Kerle! Aber er hatte vielleicht begabte Kinder — einen Sohn, der Künſtler werden wollte gegen den Willen des Vaters, und eine Tochter, jung, voll Sehnſucht. Die laſen es anders, das vom „Tal der Sorge“. Die wußten von Jakob Linar... Er erſchrak. Er ſchämte ſich ſeiner kindiſchen Schwärmerei, die gar zu ſehr nach Selbſtbeſpiegelung ſchmeckte. Was hatte das

alles mit seiner Kunst zu tun? Nur immer wegsehen, nur das dicke Ungetüm da drüben nicht merken lassen, daß er sich mit ihm beschäftigte.

Um Gottes willen — es reckte sich schon, es machte schon Miene, ihn anzusprechen! Nun war's um ihn geschehen. Nun kam eine tiefe, dröhnende Stimme zu ihm herüber, die übrigens das feine Timbre der Bildung hatte und gar nicht unangenehm klang.

„Man kann nicht schlafen — der Wagen stößt zu sehr."

Jakob Linar begnügte sich, als Antwort mit der nervösen Hand durch sein zottiges Haar zu fahren.

„Nun sind wir ja bald da."

Jakob Linar nickte und ärgerte sich, daß er aus Verlegenheit in demselben Moment wie der andre nach der Uhr sah.

„Ein schöner Tag heute."

Pause. Jakob Linar hoffte, daß das Ende der Konversation gekommen war. Ein Irrtum. Leiser und mit einer sonderbaren Wärme, die ihn doch aufhorchen ließ, begann sein Gegenüber von neuem: „Jetzt hocke ich schon den dritten Tag auf der Bahn. Ich wohne nämlich bei Neapel."

„Bei Neapel?“ wiederholte der Maler überraſcht, denn dieſe Heimat hatte er dem Alten am wenigſten zugetraut.

„Ja, ich habe ein Landhaus in Sorrent. Sagen Sie mal, ſind Sie nicht der Maler Linar?“

„Ja. ... Woher wiſſen Sie — —?“

„Ich beſitze ein Bild von Ihnen, in Sorrent. Ein Selbſtporträt.“

„Ein Selbſtporträt? Das mit dem toten Kinde? ...“

„Ja. Ich liebe es nicht ſo wie mein Sohn — das ſage ich Ihnen ganz offen. Mein Sohn iſt nämlich Maler und fand ſehr viel daran — da hab' ich es damals in der venezianiſchen Ausſtellung gekauft.“

„Sie waren das? Profeſſor Andreſen?“

„Andreſen — ja. Und meine Tochter war ganz darin verliebt. Künſtleriſch, mein' ich — denn menſchlich hat ſie ſich immer in einer eigentümlichen Divination davor gefürchtet. Das arme Kind. Ich kann ihr nun nicht mal erzählen, daß ich Sie heute getroffen habe.“

„Iſt ſie — —“

„Nervenleidend — da unten — ſehen Sie — in dieſer lebensfrohen Stadt. Da liegt ſie

ſeit dem vorigen Sommer in einem Sanatorium. Heute beſuch' ich ſie wieder. Sie war in Heidelberg verheiratet und hatte ſich ſo auf ein Kind gefreut. Ein Junge kam, ganz prachtvoll ſag' ich Ihnen, aber im dritten Jahre ſtarb er. Seitdem ... Ja, nun ſind wir aber wirklich da. Verfluchte Müdigkeit — die ollen Knochen. Man kann in den gewöhnlichen Coupés nicht ſchlafen — und in den ſogenannten ‚Schlafwagen', wiſſen Sie, da halt' ich's nicht mehr aus. Na, addio! Ich will mich man immer an die Tür ſtellen und dem Gepäckträger flöten. Leben Sie wohl, Herr Linar. War mir recht angenehm, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

Er gab ihm eine große, heiße Hand und ſchob ſich dann ſchwerfällig auf den Gang hinaus, zwiſchen andre Reiſende, die gleichfalls zum Ausgang drängten. Der Zug fuhr langſamer — aus Morgenhelle mit ſchrillem Pfeifen in eine dunkle Halle ein, die er mit wirbelnden Rauchwolken füllte. Nun hielt er an. Jakob Linar ſaß noch immer unbeweglich, wo er geſeſſen hatte.

„Ausſteigen, mein Herr! Nun ſind wir da! Jawohl! Sind das hier Ihre Sachen?"

Der Gepäckträger raffte Plaid und Hand-

koffer an sich. Jakob Linar fiel noch rechtzeitig der Name seines Hotels ein, dann folgte er dem Manne, indem er zunächst nicht das geringste von der neuen und ihm doch altvertrauten Umgebung sah. Er war in Gedanken ganz bei seinem Reisegefährten.

Harte, brennende Lehre, die ihm das Leben immer wieder gab, und die er doch niemals annehmen wollte. Aber diesmal! — Diesmal saß sie ihm im Herzen wie der Pfeil eines Gottes, und er wünschte daran zu sterben mit seiner ganzen trüben, inferioren Existenz. Rätselhafte Selbstüberhebung des Einsamen, der sein Selbst doch immerfort zu deuten suchte. Er war nicht durch das Leben durchgegangen, und so durfte er das Leben nicht verachten. Der tiefe, höhnende Zweifel blieb, ob all sein Stolz, sein großes Einsiedlertum wohl standhalten würde vor dem Feuerkusse des ganz gewöhnlichen Daseins. Ruth war so — gesundes Glück — und seine Art war Gift für sie gewesen, Gift, das sie welken machte vor der Zeit, so daß sie ihm entschwand wie ein verwundeter Engel, dessen Flügel er zu lähmen versucht hatte.

Und heute? War ihm nicht auch heute eine

Welt begegnet, ein seelischer Besitz, für drei solcher armen Gesellen hinreichend, wie er? Was hatte er denn in seinem Reisegefährten gesehen, und was war er wirklich? Einer seiner Nächsten vielleicht! Und die Kinder dieses Mannes — sein Bruder, seine Schwester — ja, vielleicht seiner Sehnsucht nie gefundene Braut. Die nun in Nacht versank und nichts mehr von ihm wußte. So flogen mit lautlosem Flügelschlage einsame Seelen aneinander vorüber durch den kalten Weltraum tauber Wirklichkeit. Sie riefen sich an und hörten sich nicht. Sie fanden sich zu spät. Zu spät — das war das Wort, das Ruth ihm einst beim Abschiede gesagt hatte.

Halb unbewußt kam er in sein Hotelzimmer, ordnete das Nötigste und lief dann wieder auf die Straße hinaus. Ein strahlender Tag empfing ihn, und nun sah er auch endlich, nun wußte er, wo er war. — Begegnung war ihm alles, Wiedersehen, Wiederfinden. Ein heiliger Rausch, ein Festtag sicher — für ihn, wenn auch die andern nichts davon fühlen mochten. Er sah einen grauen, häßlichen Hund sich an den hellen Häusern, an Gartengittern entlang drücken — böse Blicke warf er zu den hohen, lustigen Menschen hinauf, die

ihm begegneten. Glich er nicht ihm, wie er vor Zeiten durch die Straßen dieſer ſchönen Stadt gelaufen war? Vorbei das alles. Er richtete ſich auf. Mit ihnen, nicht unter ihnen wollte er jetzt leben. Man ſtarrte ihn wohl wieder an und drehte ſich mit ſpöttiſchem Lächeln nach ihm um — wie damals — gleichviel. Das lag an ſeinem verwahrloſten Aeußern. Das mußte nun auch einmal aufgegeben werden. Wenn man leben wollte mit den Menſchen, mußte man auch ihre Narrheit mitmachen. Heulen mit ihnen. Ja, es waren Wölfe. Still — — er wollte ja gut ſein, gut, verſöhnlich, gleichgeſtellt. Er wollte ſie kennen lernen und vergeſſen, daß er ſie kannte. Er kannte ſie nicht! — — —

Denn drüben, vor ihm hingebreitet, über einer ſtolzen Griechentreppe in herrlichem Ebenmaße lag das Muſeum. Und in unbekannter Tempeltiefe wohnte, von Prieſtern bewacht, ſein Kind, ſein Bild. Die Menſchen ehrten und pflegten es dort. Sie hatten es dem böſen Vater abgenommen, der es in Verzweiflung ſonſt ſicher einmal vernichtet hätte, wie er ſchon ſo manches ſeiner Kinder, ſeiner Werke vernichtet hatte. Nein, er kannte die Menſchen nicht. Und ſcheu, wie

ein geduldeter Bettler, blieb er an der unterſten Stufe der Treppe ſtehen — er wollte ſich lieber niederlaſſen, wie Arme tun auf Kirchentreppen, Almoſen erbitten von denen, die er mit ſeiner Kunſt beſchenkt, als ſelber eintreten und würdelos ſein Kind in Heiligkeit und Würde wiederſehen.

Nein. Schwärmerei. Er richtete ſich auf. Das war es nicht, was ihm jetzt not tat. Landgraf, Landgraf, werde hart — ſo tönte ihm plötzlich der alte Spruch im Herzen, und ein leiſes, ſieghaftes Lächeln ſtellte ſich ein, der erſte Bote ſeiner Selbſtbefreiung. Das tat die Sonne, die ſtrahlend ſich aus Winterwolken löſte und den weiten Platz, auf dem er ſtand, beſchien. Er ſtieg die Freitreppe des Muſeums hinauf und ſah ſich um. Geſundes Leben und Streben dort unten — er mußte es kennen lernen, es ſich zu eigen machen. Jene kannten den Weg zur Erlöſung. Und er, ihr Künſtler, er gehörte nicht nur zu ihnen, er konnte ſie auch leiten, wenn er nur wollte — wenn er nur wollte. Da wandte er ſich plötzlich dem Portal zu, und mit energiſchen Schritten ging er hinein.

Ernſt und ſachlich, faſt ſkeptiſch ſuchte er den Saal, wo er ſein Bild wußte. Er achtete dies-

mal nicht des furchtbaren Gegenſatzes zwiſchen Menſchennot, aus welcher Kunſtwerke geboren wurden, und Beamtendünkel, der ſie hier wie Gräber auf dem Kirchhof geordnet hatte — ein Gegenſatz, der ihn ſonſt ſofort in Wut verſetzte. Die kühle Marmortreppe, die er hinanſtieg, führte in den Kuppelſaal. Aus ſchmalen Fenſtern in hohem Kreiſe fiel ein ſanftes Silberlicht in den Raum. Der Himmel ſchien hier Anteil zu nehmen an irdiſchen Dingen. Wie ein fremder Pilger, der das Heilige Land erreicht, blieb Jakob Linar ſtehen. So weit gewandert kam er ſich vor. Niemand befand ſich außer ihm im Raume — Stille war um ihn, und dennoch redeten laut die zahlloſen, großen Gefühle, die hier ſchon erwacht waren. Er ahnte ihm gerade gegenüber ſein Bild — den dunkeln Rahmen ſah er, den müden Kopf des Greiſes. Von Angſt gepackt, als wenn er plötzlich einem alten Feinde begegnet, kehrte er ſich ab — und ſtand vor Böcklin. Hier ſogen ſich tief ſeine ringenden Augen feſt. Er eilte hinein in die bunte, paradieſiſche Landſchaft — nicht eine Stufe brauchte er hier für den Uebergang vom Wirklichen zum Idealen. Das Gefühl ſeiner Menſchenwürde empfing er von der Voll-

endung dieſes Werkes, die ſtolze Wonne deſſen, der es erfaſſen und empfinden konnte. Und mehr noch: Es tönte ihm die ernſte Mahnung eines Meiſters entgegen, daß er ſich ſelbſt gerecht werden müſſe, dem, was er geweſen, und dem, was er noch werden konnte. Da wandte er ſich wie ein gehorſamer Schüler langſam dem eignen Werke zu. Er trat ihm näher — alles andre um ſich her vergaß er. Streng und kühl, mit prüfenden Augen, blickte er es an. Es war eine Arbeit, die auch jetzt vor ihm beſtehen konnte. Doch das trübe, flimmernde Licht darin, der Schmerz des Gegenſtandes lagen ihm weit zurück, ſo unbegreiflich wie ein altes Jahr. Ja, er war ein andrer geworden.

Er wollte wiederkommen, wiederkommen, bald, mit einem neuen Werk. Nie hatte er ſich ſo froh und hoffnungsvoll gefühlt — wie gut war es doch, dankbar ſein zu können gegen die Menſchen. Sie ſollten noch mehr, viel mehr von ihm haben. Nicht den Ausbruch ſeiner Schmerzen — ſelbſterrungene Erlöſung hatten ſie um ihn verdient.

Jetzt trat er ſchon ganz dicht und mit ſachlichem Intereſſe an das Bild heran. Der Rahmen

war gut, es hing auch günſtig, die Farben hielten — aber was war das? ... Ein fremder Zuſatz, der einzige, den die Beſitzer vorgenommen, fiel ihm auf: ein kleines Täfelchen an der unteren Querleiſte des Rahmens. Seine kurzſichtigen Augen nahe heranführend, las er:

Das Tal der Sorge.
Jakob Linar.
Geboren zu Bregenz.
1865 —

Er las es noch einmal — immer wieder, und ſein ganzes Empfinden blieb an der letzten Zeile haften: 1865 — Dieſer Gedankenſtrich war alles — alles, was für ihn noch kam. Da hatte der Staat, der ſein Werk gekauft, ein ſeltſam großes und drohendes Symbol gefunden: 1865 —

Tauſend Wünſche, tauſend Wege, tauſend Hoffnungen, und alles doch nur ein einziger Gedankenſtrich hinter dem Satze ſeines vergangenen Lebens.

Hätte er es wirklich gelebt! Wie durfte er die Zukunft auszudenken wagen, er, der kaum die

Gegenwart verſtand. Eine fremde Gewalt, nicht ſein eigner Wille ſetzte die zweite Zahl nach dem Gedankenſtrich auf dieſes Täfelchen. Und niemand wußte, was und ob noch etwas zwiſchen den beiden Zahlen zu leſen ſein würde. Er ſah nicht mehr ſein Werk, er ſah nur noch die ſchwarzen Schickſalsworte. Ein unſichtbarer Tyrann hatte ſein Kind gekauft, es eingereiht unter die andern Opfer des Molochs Ruhm, und über ſein Sehnen, Ringen und Lieben hinweg folgte eines Tages dem Gedankenſtriche die zweite Zahl, der dunkle Vermerk des Todes. Mild und beruhigend fielen die Garben des Silberlichtes von der Kuppelwölbung her auf ſeine einſame, gebückte Geſtalt. Er fühlte den Gram eines Vaters, der an der Bahre ſeines Sohnes ſteht und jetzt erſt ſein Alter fühlt, weil ihm die Kraft mangelt, neue Söhne zu zeugen. Die Kraft und das Weib. Auf dieſem Wege ins Ungewiſſe, dieſen furchtbar endloſen Gedankenſtrich des Daſeins zum Ziel zu führen, brauchte der einſame Mann die Gefährtin. Doch wo war Ruth? Er mußte ſie ſuchen gehen. Denn ohne ſie war jetzt ſchon die zweite Zahl hinter den Gedankenſtrich zu ſetzen. Mit ihr aber, mit ihrem Lachen, ihrem treuen,

tapferen Geiſt, da war es noch lange hin zum Ziel. 1865 —....

Er wollte ſie finden. Gut machen, wieder gewinnen, was er frevelhaft verſchleudert hatte. Irgendwo war ſie ja ſicher und wartete auf ihn. Und dann, dann wollte er ihr ſagen, daß er ein andrer geworden, daß er ſchaffen wollte und preiſen die Gaben des Lebens. Wie würde ſie ſich freuen, mit ihm auferſtehen in dieſer alten, herrlichen Stadt. Dann kamen noch Jahre der Seligkeit — er wollte beſcheiden ſein — nicht viele. Zehn! Eine Ewigkeit. Er erinnerte ſich an einen alten Garten mit hängenden Bäumen am Fluß und an ein Häuschen, das ihrer Mutter gehört hatte. Es mußte noch da ſein — dort wollten ſie leben. Kein dumpfes Einerlei der Einſamkeit — den bunten Kranz der Jahreszeiten auf das alternde Haupt gedrückt, unter Menſchen, mit den Menſchen. Und Werke entſtanden — Werke wie Kinder. Endlich eine ſpäte Sonne, Abendmahnung nach einem großen Tagewerk. Zehn Jahre waren um, und das Schickſalstäfelchen im Muſeum heiſchte die ergänzende Zahl. Wer ſchrieb ſie hin? Der Tod? — Phantom, das er nicht anerkannte. Er ſelber mußte ſie ſchreiben. Und

er hatte in dieſem kurzen Dämmertraum die leuchtenden Jahre der Zukunft tiefer durchlebt, als je die Wirklichkeit ſie ihm bringen konnte — ſie waren hingegangen, er ſtand am Ziel, das wußte er. Und ſo zog es ihn denn zu ſeinem Bilde, das nur noch ein bedeutungsloſer Traum war, und ohne Griffel in der Hand, nur mit dem ſtarren, deutenden Finger ſuchte er ſelbſt die Todeszahl zu malen. Er ſah es: 1865—1904.

Da ſchob ſich plötzlich ein breiter Schatten zwiſchen ihn und das Bild. Die häßliche Berührung mit einem breiten animaliſchen Körper ließ ihn auffahren und zurückweichen. Er erwachte. Er war nicht mehr allein. Der Mann, der ihn geſtört hatte, war ein Galeriediener mit leuchtenden Knöpfen am blauen Rock, mit rotem, kahlem Kopf und mißtrauiſchen Schlitzaugen. Noch einmal ging der Mann an ihm vorüber und muſterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Er vermutete wohl einen Bilderſchänder oder Dieb in dem verdächtigen Geſellen, der ſich hier ſo heimlich eingeſchlichen und immer näher an das koſtbare Bild von Jakob Linar herankam. Achttauſend Mark hatte es gekoſtet — das wußte der Mann, das erfüllte ihn mit Ehrfurcht gegen

den Maler, und er ſtellte ſich breitbeinig vor dem Bilde auf, ohne den verdächtigen Kerl aus den Augen zu laſſen. Da zog ſich dieſer ſcheu und mit geſenktem Blick zurück — ertappt in irgend etwas Böſem machte er ſich davon, die kühle Marmortreppe hinunter, ins Freie, auf den weiten, ſonnigen Platz.

# Der Lebensabend

Sie öffnete die Gittertür, trat ein und ſah auf das blendende Gräberfeld.

Das war Ruhe hier draußen.

Wintermittagsfrieden.

Ein Weißes lag das Ganze vor ihr, mit wenigen Tiefen und Falten, bläulich beſchattet. Es war Januarkälte, der Schnee lag knirſchend und körnig. In ſchwachen Sonnenküſſen ſtrahlte er Millionen Diamanten aus.

Links lag die Leichenhalle, einfach, tot. Und an der Halle vorüber führte der Fußpfad, auf dem ſie ſtand, breit und glattgetreten durch die Gräber hin, welche vom Winde getürmten Schneehügeln glichen.

Sie war doch froh, als erſte gekommen zu ſein und allein. Die andern hätten ſie geſtört mit ihrer Haſt und Aeußerlichkeit. Sie ſuchte die ſchmale Goldуhr unter dem Mantel hervor und blickte nach der Zeit. Die feine Hand im ſchwarzen Lederhandſchuh war kälteſtarr und zitterte leiſe.

Um zwei Uhr wollten ſie ihn zu Grabe tragen.

Er war ihr Lieblingsbruder geweſen. Der

Menſch, den ſie geſchätzt hatte vor allen Menſchen. Aber ſie zählte nun ſelber ſechzig Jahre — es waren ſchon viele um ſie herum geſtorben, ſie hatte ſchon oft den Weg hier heraus gemacht ... So wich das Weh in ihrem alten Mädchenherzen allmählich dumpfer Ergebung in die Notwendigkeit.

Sie ging mit langſam alterskurzen Schritten den Weg entlang und muſterte die Gräber. Las Grabſchriften, unbeteiligt, mit kältenaſſen Augen, dann weiter — wieder ein Grab, und die welken Züge zuckten leiſe: Da hatte ſie einen bekannten Namen geleſen. Mirjam, die einſt ihre Schülerin geweſen in leuchtenden Tagen zu Lauſanne ...

Und plötzlich, unvermittelt, ſah ſie ihren Bruder wieder. Nicht das Letzte ... Sie träumte ſich zurück in ihre Kinderzeit, da ſie dem kleinen, mutigen Schlingel, der lieber ſpielen als lernen wollte, die Schularbeiten gemacht. Endloſe Zeit. Für Gott ein Schritt durch ewige Räume. Wie hatte ſie das alles nur noch im Kopfe. Jede Einzelheit, aber wirklich jede — bis zu ſeiner Heirat. Die Jahre der Ehe dann verſchwammen ihr ſchon — bis auf einzelne Bilder ... Die

Geburt ſeines Sohnes, die ſilberne Hochzeit mit der großen, lachenden Frau, und dann — —

Ein tiefer, gähnender Riß kam jetzt in ihr Gedächtnis. Das Letztvergangene blitzte grell herein. Man hatte dahingelebt, ſo ſtumpf, und wußte nichts von ſeinen Leiden. Bis der plötzliche Tod ſie ſo ſchrecklich enthüllte. Auf der Straße wäre er vom Schlage getroffen worden — hatte man ihr, der Schweſter, berichtet. Ein Rätſel war ihr dieſer Tod — ein dunkles Rätſel noch das Leiden.

Wind ſtrich kalt und leiſe über den Weg hin, trieb Schneepulver auf.

Es mußte ſich alles klären . . .

Sie blieb ſtehen.

Eine Geiſterwelt lag in den ſchimmernden Schneeblitzen. Da war Bewegung. Schärfer blickte ſie hin! Bewegung! Die unendliche Reinheit einer andern Welt. Verheißung, ſie ſah Verheißung darin. Ausruhen, an Gott gelehnt hinſchauen können über den Erdenkampf, wo dumpf, ergebnislos das Gute und das Böſe gleiches Sterben findet, Staub wird edelſter Kampf. Staub? — — Das war doch mehr, dieſe funkelnde Weite, mehr. Schliefen ſie wirklich

alle unter dem Schnee? Vielleicht war eine Kriſtallwelt unten. Leichtfüßiger Genien endloſes Eden. Sie ſtarrte hin. Es floß in ihren Augen der blaßgraue Sonnenhimmel mit den ſprühenden Schneewellen in eins. Sie träumte.

*

Und es kamen die ſchwarzen Geſtalten, ſuchten ſie, weckten ſie auf und führten ſie davon. Luischen und Malchen und Benno und die alte Roſalie. Alle blaß und flüſternd, ſcheu, als fürchteten ſie Tote aufzuwecken. Der kleine Benno ſtarrte im Fortgehen immer wieder auf eine abgebrochene Säule zurück, die auf einem Grabe ſtand — bis ſchließlich die Schweſter ihn kniff und mitzog. Dann ſtand man dicht gedrängt, wie ſchwarzes Krähenvolk, in der Leichenhalle, roch ſchweren Lorbeerduft und hörte die hallenden Worte des Geiſtlichen, der bei aller Ergriffenheit ſich doch beeilte, denn in einer halben Stunde war eine neue Beerdigung angeſetzt.

Hinaus die ſchwankende Laſt mit der Blumenhülle — hinaus in das blendende Leuchten des Wintertages. Halbtot taumelt die Witwe hinterdrein, am Arm ihres Sohnes, der mit ſeinem langen Schnurrbart wie ein Knabe ſchluchzt,

deſſen dottergelber Havelock, in ſinnloſer Eile durch einen Aermelflor zum Trauerkleid gemacht, in das gleichmäßige Schwarz der andern hineinſchreit und aller Augen immer auf den armen Beſitzer lenkt.

Paarweiſe, ſchweigend, wandert die Familie hinterdrein. Und hinter dieſer kommen die Bekannten, flüſternd oder ſchon halblaut redend, in loſerem Zuge. Mathilde, die Schweſter des Toten, iſt unter den Bekannten zurückgeblieben, weil ſie den kleinen Benno führt, der mit ſeinem Holzbein nur langſam vorwärts kommt. Und während ſie vor ſich drei gemächliche Zylinderträger ſieht, die ihr völlig unbekannt ſind, hört ſie hinter ſich die fernen, leiſe knallenden Klänge einer Blechmuſik, die aus einem Tanzlokal in der Nähe des Friedhofs herüberkommen. Denn es iſt Sonntag heute im Vorort. Sonntag. Und plötzlich verſteht ſie, ohne zu lauſchen, muß verſtehen, was die Männer vor ihr reden. Sie hört:

„Mein lieber Herr Neußer, der Mann iſt ein tadelloſer Gatte und vorzüglicher Vater geweſen.“

Dankbar nickte Mathilde zu dieſen Worten, die der Aelteſte geſprochen hatte, ein weißhaariger Herr im Pelz und mit großer, geröteter Naſe.

Dann ſah ſie prüfend Herrn Neußer an, der in Gang und Sprache einem behäbigen Börſianer glich, im übrigen aber einem gealterten Tenoriſten, denn er hatte gebrannte ſchwarze Löckchen unter dem Zylinder, und ein zierliches Schnurrbärtchen ſchmückte ſein feiſtes Antlitz.

Hatte er etwa eine gegenteilige Meinung geäußert?

Nach einigem Zögern hörte ſie ihn tönend antworten: „Mein verehrter Herr Sanitätsrat — das habe ich nie beſtritten. Wenigſtens — na, Sie wiſſen ja — de mortuis — — ähähä — und ſo weiter. Aber —“

„Aber?“

Faſt hätte Mathilde dies Aber? mitgerufen.

„Na, hören Sie — ſolch plötzliches Ende ...“

Und plötzlich ließ ſich auch der dritte vernehmen — ein beſcheidener, plattfüßiger Mann in den beſten Jahren.

„Die Sache iſt faul — verlaſſen Sie ſich drauf.“ So ſagte er brummelnd, aber deutlich.

„Weiß man ſchon was über die Geſchäftslage?!“

Der Alte hatte dieſe Worte ſehr ſchnell und in ſchärferem Ton geſprochen.

Der Beſcheidene zuckte die Achſeln, ſchwieg und watſchelte weiter.

Der Tenorähnliche aber ſagte mit geheimnisvoller Kennermiene, indem er die ringgeſchmückte Hand vor den Mund hielt:

„Lieber Herr Sanitätsrat — man *will* noch nichts wiſſen. Solange der Mann nicht unter der Erde iſt — Sie verſtehen.“

„Mir kann es ja egal ſein. Ich habe ihm nie was gepumpt und habe auch nie was von ihm bekommen.“

Das ſagte noch der Plattfüßige, dann ſchwiegen alle drei und gingen mit geſenkten Zylindern weiter.

Mathilde konnte kaum atmen. Wie ſich das alles drehte um ſie herum, dies Weiße, Leuchtende und die ſchwarzen Menſchen. Sie verlor ja den Weg! ... Krampfhaft hielt ſie ſich aufrecht und preßte die Hand des kleinen Benno, der müde war und mühſam durch den Schnee ſtapfte. Nein, großer Gott im Himmel, das war nicht möglich! Dieſe gemeine Welt! ... Verleumdete ihn auf ſeinem letzten Wege, ließ treulos ſein edles Gedächtnis fahren, nachdem die frohe, liebenswürdige und gute Erſcheinung nicht

mehr ſichtbar war. Sie alle, die hier trauernd folgten — ihm hatten ſie mehr oder minder nahegeſtanden. Und er nicht ihnen?! Sie alle waren mehr oder minder von ihm beſchenkt und getröſtet worden. Und nun ſollte er, der Königliche, von dieſen Bettlern weder Dank noch Troſt erfahren?! War dies das Ende? Seine Ehre wagten ſie anzutaſten, dies Höchſte, Heiligſte, was ihre alte Patrizierfamilie in enger Kaufmannswelt gehegt? Worin er ſich am tiefſten auch mit ihr verſtanden, mit ſeiner Schweſter? Denn ſie, die kein Lebensglück in der Liebe gefunden, wie hatte ſie dennoch ihre Mädcheneinſamkeit mit Inhalt gefüllt, wie war ſie als Lehrerin der Jugend dem Leben nahegeblieben. Ohne einen Broterwerb zu brauchen, hatte ſie ihn geſucht. Und darin verſtand ſie ſich mit ihrem Bruder, der auf der Höhe des Erfolges, des Reichtums, der geſellſchaftlichen Stellung Arbeit leiſtete Tag für Tag, ein Beiſpiel gab dem Sohn, das dieſer freilich nur gefürchtet, nie empfunden hatte.

Dennoch . . .

Feindſelige Gedanken, die jetzt gerade wiederkommen mußten. O könnte ſie ſie bannen, ſie

ausmerzen aus dem Heiligtum dieſer Stunde. Könnte ſie an dieſen Menſchen vorbei, nach vorn, zu der teuren, ſchwankenden Laſt mit der Blumenhülle, zu ſeiner Frau, zu ſeinem Sohn, die wahrhaft reine Gedanken hegten. Aber es ging nicht. Benno ſtöhnte ſchon leiſe, und hätte ſie ihn losgelaſſen, ſo wäre er ganz zurückgeblieben.

„Tante, ſind wir noch nicht bald da?“ hörte ſie ihn leiſe fragen.

„Bald, mein Junge.“

„Warum iſt denn der Weg ſo weit?“

„Weil ſo viele Menſchen ſchon geſtorben ſind, weißt du . . .“

Sie konnte ihm nichts mehr erklären und dankte Gott, daß er ſtill blieb. Plötzlich griff ſie wieder auf, was die Männer vor ihr redeten. Mit ſtockendem Herzen. Enthüllung hoffte ſie und fürchtete ſie zugleich.

„Der Mann hat einfach über ſeine Verhältniſſe gelebt,“ ſagte der Tenoriſt mit bedauerndem Kopfſchütteln. „Wer einigermaßen Menſchenkenner iſt, der konnte das ſeit Jahren beobachten. Aber die Leute ſind ja ſo dumm und blind . . . Ich halte es für eine Rieſenpleite.“

„Ich auch, im Vertrauen geſagt,“ meinte der

Plattfüßige und blickte mit drohender Miene umher. „Er war ja von einem Leichtſinn — na — die Auſternſoupers, die Badereiſen — das Geld iſt man ſo geflogen. Und was er für ſeine Familie getan hat, der gute, dumme Kerl ... Hundert arme Verwandte hingen immer an ihm. Aber das Schlimmſte war — ganz im Vertrauen geſagt — ſeine Frau. Die Perſon hat Toiletten getragen, das war ein Aufwand — na — von meiner Frau will ich gar nicht reden — aber —“

„Wo iſt denn Ihre Frau?“

„Ich weiß gar nicht, ob Sie ſie jetzt ſehen können. Ja — die da vorn, die kleine Dame — die etwas unterſetzte — ja — das iſt ſie ... Wie geſagt —“

„Vergeſſen Sie nicht, die Frau des Verblichenen iſt eine Schönheit! Noch immer! Wie ihr das Schwarz heut wieder ſteht — ergreifend. Tja, für ſolche hübſche, lebensluſtige Frau, da gibt eben 'n Mann ſein alles! Wenn ſie auch kein Vermögen gehabt hat! Er hat eben den Kopf verloren!“ So ſprach der Tenoriſt und begleitete ſeine Worte mit pathetiſchen Handbewegungen.

„Und der Sohn ſoll ſolche Null ſein?“

„Großer Sportsman. Spieler vor dem Herrn. Haben Sie gesehen, Herr Sanitätsrat — zur Beerdigung ist er in seinem Automobil gekommen."

„Unglaublich!"

Jetzt lachten sie fast. Und Mathilde dachte mit fiebernden Pulsen: Wirklich? — Wirklich? — Sollte es so sein? — — Sollte er ein andrer gewesen sein, als sie ihn gekannt hatte? Nicht schlechter. Unglücklicher! Sie sprach ihn schon frei, wenn sie an das Leben dachte, das er geführt haben mußte. Ein Lügenleben vor der Welt, vor seinem Sohn, vielleicht — vor seiner Frau ... Denn nach Glanz, nach Genuß, danach hatte er ja gejagt, wie all die armen, irregeführten Motten, die ins Licht starrten. Lüge sehen, Untergang und Schmach, und doch so lange obenauf sein, solange man Atem schöpfte. Was galt da Zukunft und Familientradition? Was galt die schmucklose Ehre im Bewußtsein einer Einsamen? Genießen, genießen, dreimal genießen — das war die Losung — und nichts weiter ...

Ja — es war möglich — es konnte so sein. Sie wußten es vielleicht schon alle — der Sohn, die Frau — und darum war ihr Jammer erst so wild gewesen und später so stumpf und würde-

los — das plötzliche Bewußtſein ihrer Armut. Alles ſchwankte um ſie herum, ſie hatten keinen Boden unter den Füßen. Mathilde, die alte Schweſter, war die einzige, der man es noch verheimlicht hatte ... Weshalb wohl? Gott des Himmels. Sie wollte doch helfen — ſie dachte nicht an ſich. Sie wollte ja hergeben, was ſie beſaß, was der Verſtorbene ihr verwaltet hatte — alles — wenn es nur helfen konnte. Süßer Troſt — der einzige, den ſie ſich in ihrer Einſamkeit bewahrt: Helferin zu ſein, in tiefſter Not erſt Erkannte. Jetzt kam ihre Zeit. Jetzt wollte ſie geben, Zuflucht werden, daſein. Warum verheimlichte man ihr —?

Plötzlich zuckte ſie zuſammen und blieb ſtehen. Benno erſchrak und ſah entſetzt zu ihr empor.

Unmöglich ... Nein ... Das konnte ja nicht ſein ... Ihr Erbteil — — ihr Letztes — das — der einzige Halt ihres Lebensabends — was ſie ihm anvertraut, nur ihm und keiner Sicherheit auf Erden — das ſollte auch verloren ſein?! Das ſollte er ihr angetaſtet haben, ihr Bruder, um die flüchtigen Launen des Genuſſes zu befriedigen? Um ſich zu retten vor drohender Vergeltung, die er mit Bewußtſein verſchuldet hatte?

Kein einziger ſeiner ſorgenden Gedanken ſollte bei ihr geweſen ſein? — —

Nein, nein, nein. Sie ſah ihn ja lächeln, wie er in guten Tagen gelächelt hatte — ſie hörte ihn leiſe ſagen: Aber Thildchen — das liegt doch alles wohl verzinſt und verwahrt.

Nein! und doch ... Die Not! Die einſame Not des Bedrängten! Er konnte ja zu allem gegriffen haben. Was lag auch an ihr? In ſeinen ſuchenden Augen? Ach Thildchen — die kommt ſchon durch. Er ſah ſeine ſchöne, geliebte Frau an, er ſah den Sohn, den Unſelbſtändigen. Was lag an ihr? —

Es war verloren. Fort. Ganz fort. Ein Tropfen im Meer. Und nun war ſie ein unnützes altes Weſen geworden. Nun konnte ſie nicht einmal mehr helfen. Gott im Himmel — wie hielt ſie noch ſein teures, reines Bild ...?

„Glauben Sie an Selbſtmord?“

Wer hatte das geſagt?! Wer von den drei Behaglichen, die vor ihr herſchritten? Oder hatte das Wort nur in ihrer jagenden Phantaſie geklungen? ... Wie? ... Sie wußte es nicht. Sie konnte es nicht mehr unterſcheiden. Und als ſie bebend jedem der drei nach den Lippen ſtarrte

und Klarheit ſuchte, ſtockte der Zug und hielt. Man war am Grabe angelangt. Die ſchwarzen Vögel drängten ſich im Halbkreis zuſammen um die Gruft, die etwas erhöht lag. Jetzt kam Mathilde wieder in die Nähe der Witwe und des Sohnes. Den kleinen Benno hatte ſie losgelaſſen.

Der Geiſtliche ſprach ein Gebet. Dann trat Herr Mohrmann vor, der Rechtsanwalt aus der Kronenſtraße, und hielt in ſeiner ſchnaubenden, losfahrenden Weiſe eine Rede auf den toten Freund. Er pries ihn überſchwänglich, ſein makelloſes, wohltätiges Leben, ſeine kaufmänniſche Begabung und vor allem ſeine „privaten Eigenſchaften". „Güte, Witz, Humor und Intereſſe für alles, Anhänglichkeit an ſeine Freunde, treue Liebe zur Gattin, zum Sohn — das waren ſeine privaten Eigenſchaften!" Bei den letzten Worten zitterte die ſonſt ſo ſichere Stimme des Redners, und zugleich ſank die Witwe in kraftloſem Weinen zuſammen. Der Sohn hielt ſie mit Mühe aufrecht und flüſterte irgend etwas Unverſtändliches, in ſeinem gelben Havelock ſo hilflos und verſtört wie ein geſtürzter Zirkusmenſch bei Tageslicht. Wie ſchlug es heute über ihm zuſammen, dieſes

unerbittlich grauſame Leben, dem er nie ins Antlitz geſehen hatte — denn er kannte ja nur die hübſchen Weiber, die gern lachten, und tat nur, was ihm Genuß verſchaffte.

Herr Mohrmann ſprach zu Ende, noch ziemlich lange, denn er ſchenkte nichts, obgleich er die Witwe ohne Faſſung ſah. Mathilde verbarg ſich hinter dem großen Sanitätsrat, der zu der Lobrede auf den Toten eine ſkeptiſche Miene machte — ſie fürchtete es wie eine Strafe, von den begeiſterten Augen des Rechtsanwalts entdeckt und ebenfalls dem allgemeinen Mitleid preisgegeben zu werden. Endlich ſchloß der Redner — noch ein kurzes Gebet des Geiſtlichen, ein Chorgeſang, und dann polterten Erdſchollen in die Grube. Langſam entfernten ſich die Leidtragenden — Mathilde ging mit der Witwe und ihrem Sohn — auch Benno war mit ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern in der Nähe geblieben. Der Prediger hielt ſich etwas zurück, um unbeobachtet nach der Uhr ſehen zu können, dann eilte er mit ernſter Geſchäftigkeit der Witwe nach, um noch einige Troſtworte zuzulegen. Die Witwe ſah ihn mit tränenden Augen an und nickte zu allem, was er ſprach, doch hatte ſie nichts ver-

ſtanden. „Der Tote iſt dort — wo es ihm wohlergeht, verehrte Frau — wohin wir alle ſtreben — ja — aber ſeine Werke folgen ihm nach. Und nun entſchuldigen Sie mich, verehrte Frau, meine Pflicht ruft — ich werde mir nächſtens erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“ Er grüßte und beeilte ſich fortzukommen, denn drüben an der Leichenhalle ſtanden ſchon wieder andre Zylinderträger, die ihn mit trauriger Miene erwarteten.

„Ein feiner Mann, dieſer Prediger — nicht, Rudolf?“ flüſterte die Witwe.

„Gewiß, Mama — ganz ausgezeichnet,“ erwiderte tonlos der Sohn, der ſich immerfort ſchneuzte.

„Was mag er wohl bekommen? ... Schick ihm nur anſtändig — hörſt du, Rudolf.“

„Na, das iſt doch ſelbſtverſtändlich, Mama... Adieu, Herr Sanitätsrat. Auf Wiederſehen, gnädige Frau. Verbindlichſten Dank, Herr Rechtsanwalt.“

Und Rudolf drückte allen rings die Hand und flüſterte mit abweſenden Augen höfliche Worte — faſt ſo, wie er es nach den väterlichen Diners getan, wenn die Gäſte fortgingen, und

er als Sohn an der Tür ſtand und von den Einflußreichſten die Verſicherung erlangen mußte, daß ſie wiederkämen.

Draußen warteten Wagen. Auch Rudolfs Automobil ſtand dort. Nachdem er die Mutter verſorgt und zu Mathilde geſetzt hatte, trat er an ſeinen Raſſelkaſten, prüfte ihn ſorgfältig und kroch dann hinein. Nach einer Minute war er verſchwunden. Er fuhr heute verbrecheriſch ſchnell. Wie vor ſich ſelbſt davon.

Die Frauen fuhren inzwiſchen um ſo langſamer eine öde Landſtraße entlang, der Stadt zu.

Mathilde hielt die eiſige Hand ihrer Schwägerin feſt und ſchwieg — ſie wollte ſie völlig erſt zur Ruhe kommen laſſen. Dabei zog es durch ihr weiches, träumendes Gemüt mit innigem Klang „du Arme“ — Beethoventöne — ſie hatte ihre eigne Sorge ſchon vergeſſen und fühlte ſich wieder ſieghaft, dem Leben gewachſen.

Ob die Verlaſſene nicht wußte — alles wußte — und ihr verſchwieg? Ob ſie nicht jetzt die gleichen fürchterlichen Gedanken in ſich wälzte, wie ſie es auf dem Friedhof getan — ob dieſes dumpfe Hinausſtarren zum Wagenfenſter, in die fluchwürdige Gleichgültigkeit des Lebens draußen,

nicht plötzlich die Frage zeitigen würde, die ihr ſelber im Herzen gerungen? Wie iſt er geſtorben? Mathilde aber hätte lieber gefragt: Wie hat er gelebt?

Und plötzlich hörte ſie die Witwe ſagen: „Jetzt ſind wir am Roſentaler Tor, Mathilde. Nicht wahr?“

Mathilde fuhr auf, ſah hinaus, überzeugte ſich und nickte.

„Wieviel Leute heut draußen waren — fünf Equipagen — ſogar den Kommerzienrat Grünthal hab' ich geſehn. Ja ... Ach wenn ich bloß meine Wohnung behalten könnte,“ fuhr die Witwe fort, und machtloſe Schluchzer unterbrachen ihre Worte. „In ſolcher Armenleutegegend kann ich nicht exiſtieren. Rudolf kann es auch nicht.“

„Du wirſt ſchon ...“

„Meinſt du? Na, wir werden ja ſehen. Ich ſehe vorläufig bloß ſolchen großen Abgrund vor mir. Weißt du, ſolch großes, ſchwarzes Loch, in das ich immerfort 'reinſtarre. Ja, wahrhaftig. Es iſt ja alles verloren, Mathilde — alles, alles iſt weg, Mathilde.“

„Woher weißt du — laß erſt den Verwalter ſprechen.“

„Den Konkursverwalter meinſt du! . . . Tja! Haha! Natürlich, es kommt ja zum Konkurſe. Ich werde auf die Straße geſetzt, Mathilde.“

„Du weißt, wo du ein neues Heim findeſt, Frida — Rudolf und du. Das brauch' ich dir nicht erſt zu ſagen.“

„Ach, Kindchen — bei dir?“

Es lag ein ſeltſames Bedauern in dieſen Worten. Mathilde lauſchte, lauſchte — — noch kam im Halbdunkel des Wagens kein erklärendes Wort. Doch plötzlich warf ſich die Witwe mit wildem Schluchzen in die Kiſſen zurück. „Das iſt ja das Schlimmſte!“ ſchrie ſie. „Gott! Mein Gott! Das werd' ich ihm nie vergeben!“

„Frida!! Verſündige dich — — was meinſt du —!?“

„Daß er dich beraubt hat — dich — dich Aermſte, Verlaſſenſte — daß er dir deinen Lebensabend zerſtört hat! Pfui!! Mein Gott, mein Gott — wie konnte er das — mir bleibt ja noch einiges — — aber du! du!“

Die Witwe war faſt unſichtbar im Dunkel des Wagengrundes — doch ſah ſie Mathilde von der Seite an.

Nach einem ſchweren Schweigen hörte ſie das

alte Mädchen ſagen: „Ich muß dich tadeln, Frida ... Du warſt ſein alles. Um den Preis, daß du kein böſes Wort ihm nachſagſt, möchte ich gern mein Letztes verloren haben. Hat es ihm nur eins von ſeinen Leidensjahren verſchönt, was ich ihm anvertraut hatte — — dann mag er es richtig verwendet haben.“

Sie ſtützte den Kopf in die ſchwarze Hand und ſtarrte zum Fenſter hinaus. Die Witwe aber neigte ſich zu ihr vor, mit hohlen, ſtaunenden Augen. „Um Gottes willen,“ ſtammelte ſie. „Wie kann man nur ſo gut ſein? ...“

„Laß mich. Schweig. Ich bitt' dich.“

Doch weil ſie jetzt nicht hart ſein wollte, fügte Mathilde nach einer Weile hinzu: „Du ſagteſt, dir bliebe noch etwas — ſage mir lieber, was dir bleibt.“

„Wenn du mir ſchwörſt, Mathilde, daß du es keinem Menſchen — keinem Menſchen auf der Welt —!“ flüſterte die Witwe mit ſcheuen Blicken. „Er hat mir — er hat mir nämlich eine Urkunde hinterlaſſen — worin er mir alles ſchenkt, verſtehſt du — als mein Eigentum — was ihm erreichbar war — Schmuck und Silberzeug und Rudolfs Automobil — der arme Junge

wird es zwar ſchwer entbehren — aber das iſt fürs Erſte. Und dann — für ſpäter — na ja, das wird dich ja am meiſten beruhigen — für ſpäter hat ſich Onkel Robert in London ſchon bereit erklärt, uns zu geben, was wir brauchen."

„Gott ſei Dank. Die Firma aber wird erlöſchen?"

„Die Firma? ... Ja, die wird erlöſchen, Mathilde. Warum nickſt du ſo traurig vor dich hin?"

„Weil ich eine hundertjährige Arbeit wie ein Nichts vergehen ſehe."

„Ja, das iſt traurig. Aber für dich wird geſorgt werden, Mathilde. Du ſollſt die erſte ſein — wenn mal — wenn ich mal oder Rudolf — das ſchwör' ich dir heute in dieſer Stunde, Mathilde — das ſchwör' ich dir! Nun werden wir doch hoffentlich bald zu Hauſe ſein?"

„Sehr bald."

„Um Gottes willen — da liegt ja ein Toter, Mathilde — da auf der Straße — ſieh doch, die Leute drängen ſich um ihn — —!"

Halb entſetzt, halb neugierig ſah die Witwe aufs Trottoir hinaus, wo eben ein Betrunkener niedergefallen war.

„Wer weiß, ob er tot iſt, Frida.“

„Der Schlag hat ihn gerührt. Ganz ſicher. So iſt mein Wilhelm auch geſtorben. Das weißt du doch, Mathilde — der Schlag hat ihn gerührt —“

„So hörte ich — ja — — ich war ja verreiſt, ich habe ihn nicht mehr geſehen.“

„Ganz beſtimmt, Mathilde — — das kannſt du überall erzählen — — wenn die Leute auch reden ſollten — — kein Menſch kann ihm was anhaben — — —!“

„Sei ruhig, Frida ... Ich bitt' dich ... Jetzt ſind wir da.“

Mit feſten Füßen ſtieg Mathilde aus und half der Gebrochenen aus dem Wagen. Sie führte ſie ins Haus und Stufe für Stufe die drei Treppen hinauf, bis ſie ſie treulich abgeliefert hatte. Rudolf empfing ſie oben in der Wohnung und ſah die Tante forſchend an, was dieſe aber nicht bemerkte, denn ſie hatte ſich hier ſo vielerlei Dinge anzunehmen. Die Witwe mußte ſie mit des Hausmädchens Hilfe auskleiden und zu Bett bringen, in der Küche mußte ſie Kaffee kochen, denn die Köchin hatte mit dem Beerdigungsgange verſchiedene Beſorgungen verbunden und dachte

noch nicht an Heimkehr. — Bennos Mutter und Geſchwiſter aber ſaßen im Salon auf ſeidenen Stühlen und ruhten ſich aus. Bis der Kaffee kam, mit Kuchen und fetter Sahne. Die gute Mathilde ſorgte ja für alles. Auch fürs Abendbrot und für den nächſten Tag, als Rudolf ihr anvertraute, daß leider kein Pfennig im Hauſe wäre. Dann, nach ſtundenlangem Schaffen und Mühen war endlich alles in Ordnung — die Witwe ſchlief, die Leidtragenden waren mit Kaffee verſorgt, und das Hausmädchen hatte genaue Inſtruktionen für den nächſten Tag erhalten. Als der Abend hereindämmerte, entſchloß ſich Mathilde, die eigne Wohnung aufzuſuchen, wo ſie heute Nachtarbeit erwartete, und eilfertig erhoben ſich Bennos Angehörige, um nach genoſſener Veſper ebenfalls zu verſchwinden.

„Soll ich dich nach Hauſe bringen, Tante Thilde?“ fragte Rudolf und zündete ſich eine Zigarre an.

„Nein, du bleibſt bei deiner Mutter. Ich nehme mir Benno mit. Wenn Bennos Mutter es erlaubt.“

Die erlaubte es gern. Und bald ſtand Mathilde, ihren kleinen Neffen an der Hand,

auf der abendlichen Straße. Sie liebte den Knaben, weil er so vorbestimmt vom Schicksal enterbt war und seit dem Straßenbahnunfall, der ihm ein Bein geraubt, so still und ernst geworden war. Er kam auch immer gern in ihr bescheidenes Stübchen mit, das nach Kuchen roch und trockenen Blumen, und wo immer so gute Sachen auf ihn warteten.

„Was wünschst du dir, Benno?“ fragte sie ihn jetzt, wie sie ihn immer fragte. Sie hatte vor, ihm Schokolade zu kaufen oder Spielzeug oder eine seltene Briefmarke oder —

„Nimm eine Droschke, Tante.“

Sie erfüllte ihm den Wunsch — er saß an ihre Brust gelehnt, und beide sahen in das flimmernde Blaugrau der Straße hinaus, die im Schnee lag. Als sie dann oben in die dämmerige Stube traten, fragte sie ihn wieder und lächelte: „Was nun?“

„Nun setzen wir uns aufs Lederſofa, und ich darf schlafen.“

„Kein Märchen erzählen?“

„Nein, Tante. Schlafen.“

Er war müde. Sie legte ihn nieder und deckte ihn sorglich zu. Nun war sie doch allein.

Trotz Benno. Aufrecht ſtand ſie aber und ſtarrte aus dem Dunkel zum Fenſter hinüber, deſſen Kreuz ſich ſchwarz und drohend auf abendrotem Grunde abmalte. Es zitterte plötzlich ein ungeheuerer Krampf in ihr — nur einen Augenblick — dann fand ſie ſich ſchon wieder und ſchlich ſich, um Benno nicht zu wecken, zur Servante, auf der ein geöffnetes Buch lag — Schillers Gedichte. Das nahm ſie, ging wieder zum Sofa, ſetzte ſich zu dem friedlich ſchlummernden Knaben und begann mit andächtiger Miene zu leſen. Ja, das war es. Das zog ſie fort — von allem.

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige . . .“

# Elſe Buſch und Elſe Röder

Juſtus Röder entſtieg der Badewanne. Langſam und in edler Ruhe, wie er wußte, daß die Alten es getan hatten. Er ſah ſeinen feuchten, ſchimmernden Körper im Toiletteſpiegel, die gewölbte Bruſt, den Biceps des rechten Armes, den er kraftvoll emporhob, um mit dem Frottiertuch verlaufenes Waſſer aus dem Ohr zu tupfen; er ſtellte ſein achilleiſches Bein auf einen Stuhl und betrachtete ſinnend die feine Form des Fußes. Er hatte ſich zum Griechen erzogen und konnte ſich das Gelingen dieſer Lebensaufgabe nicht abſprechen. Wie ſchwer es war, ein Grieche zu ſein in dieſer elektrotechniſchen Zeit, das wußte nur der Kenner. Jetzt hätte Sibylle, ſeine Gattin, eintreten müſſen (nachdem er zuvor natürlich die ſorgfältig verriegelte Tür geöffnet) — angetan mit dem malvenfarbenen Peplon, das er ihr geſchenkt, Sandalen an den Füßen, ſo hätte ſie ihn nach dem Bade ſalben müſſen, wie eine Hellenenfrau es dem heimkehrenden Helden getan. Aber Sibylle kam nicht. Die prüde Erziehung der „Jetztzeit" beherrſchte ihr Gemüt, ſie hätte ihn für verrückt gehalten, wenn er ſeinen geheimen Wunſch ihr aus-

geſprochen hätte. Juſtus ſeufzte. Juſtus hüllte ſich in ſeinen Bademantel und warf ſich auf das Ruhebett.

Sibylle. Ueberhaupt Sibylle. Sie ahnte die Schönheit des antiken Lebens doch nur in ſeiner Ueberlieferung, in Dichtungen und Kunſtwerken — Dionyſos war ihr fremd. Niemals ſchlug die Erlöſung der klaſſiſchen Würde, das Bacchanal, als Flamme aus ihrer Seele. Sie tanzte nicht, ſie ſang nicht. Er ja auch nicht. Aber wenn er es täte — nicht die Scheuſäligkeit eines modernen Ballſaals, dies unſtete ſchwitzende Hüpfen, hätte ihn gelockt — er würde mit ſeinem Weibe ganz allein den einſamen Seelentanz der Griechen tanzen, in einer Säulenhalle, am Meer vielleicht! . . . Doch freilich . . . Er ſelbſt, als ihr Lehrer, hatte ſie immer zur edlen Mäßigung geführt, zur entſagenden Größe. Die keuſche Hoheit einer Ahnungsloſen ſtand ihr am beſten, denn ihre Leidenſchaft bekam ſehr leicht etwas Scharfes. Wer weiß, ob Sibylle noch jung genug war für das Weib, wie er es liebte. Sie war ſchon zweiunddreißig, dieſe gute Sibylle, und mehrere Fältchen ſah man an den Lidern ihrer blauen, etwas hervorſtehenden Augen. Nein . . . Wem's nicht gegeben war . . .

Er ſtreckte ſich. Er gähnte. Zur tickenden Uhr, die über dem Diwan hing, ſah er empor. Jetzt war es zwölf. Um eins das zweite Frühſtück. Dann bis drei Uhr, bis zum Mittagsmahl, den Brief an den Grafen Puzzuoli-Gamsburg ſchreiben. Darüber hinaus wagte er kaum zu denken, denn das Briefeſchreiben war ihm eine härtere Arbeit als Zeitſchriften aufſchneiden und Bücher aus der Bibliothek nach Hauſe tragen.

Der Nachmittag gehörte der Produktion — 5 bis 6 — er mußte heute den zweiten Abſchnitt des dritten Kapitels zu Ende führen, alles wartete ſchon auf ſeine „Vaſenkunde“. Wenn nur die Zigaretten „Lord of England“ kämen — ſonſt war wieder jegliche Konzentration ausgeſchloſſen. Für den Abend — — nun, da hatte er eine Verabredung.

Er war ſchon trocken. Dieſe Frottiertücher von Cohnreich & Co. waren doch herrlich. Nun kam das wohlige Verdampfen — eine der wenigen wirklich genußreichen Viertelſtunden des Daſeins. Die zweite Poſt? Sie konnte ſchon da ſein. Ein matter Druck auf den Klingelknopf, der ein in Elfenbein geſchnitztes Faunsgeſicht darſtellte — es vergingen nicht zwei Minuten, und die ein-

gegangenen Briefſchaften ſchoben ſich ſachte durch den dafür angebrachten Türſpalt. Das Hausmädchen war gut inſtruiert — auf ſo etwas verſtand ſich Sibylle. Er brauchte nur danach zu greifen und hatte heute außer einer gleichgültigen Druckſache einen Brief, deſſen Schrift er nicht kannte, in der Hand. Enttäuſchung malte ſich auf Juſtus Röders Zügen — beinahe Gram. Die Kleine hatte nicht geſchrieben — Léonie, die belgiſche Tänzerin, die eine wundervolle Portion Griechentum in ſich hatte. Sollte nun aus dem erhofften Abend nichts werden? Und dieſer andre Brief, den er mit aufſteigendem Haß betrachtete, weil er die Urſache ſeiner frühen, ihm ſo ſchädlichen Verſtimmung war, der gar keine Daſeinsberechtigung beſaß, weil er nicht von Léonie kam — wer hatte ihn geſchrieben? Eine ungeſchickte Dienſtmädchenhandſchrift, und ein Pfennigkuvert? Dennoch ſah er aufmerkſam hin, um die Abſenderin zu erkennen. Nein. Ja doch! . . . Er erinnerte ſich! . . . Dieſe wahnwitzige Orthographie hatte nur eine! — Wie hieß ſie doch? Grete? Grete Anders — und jetzt (er hatte ſich leider wiederholt darum kümmern müſſen!), jetzt hieß ſie Grete Buſch. Mit einem Klempner war ſie in

Köpenick verheiratet. Was wollte ſie denn ſo plötzlich von ihm! Sie war doch abgefunden. Hm ... Mit zitternden Fingern — er ſah es — riß er das Skriptum auf. Nach zweimaligem Ueberleſen hatte er mühſam erfaßt, was die Frau von ihm wollte.

Der Wortlaut des Briefes war folgender:

„Sehr geerter Herr Dokter!

Sind Sie nicht böſe. Daß ich wieder und ſchreibe Ihn und komme mit eine Bitte, ja, wenn man arme Leute ſind und haben manchmal ſieben Mark die Woche, mein Mann der ſchindet ſich genug und ein Mal Fleiſch muß ſind. Geerter Herr Dokter, es geht uns traurig. Sie haben doch mal alles wiſſen wollen, was mir angeht, das iſt lange her. Aber erzählen kann ich Ihn wohl doch noch, wies mir geht. Herr Dokter, nu lebe ich neun Jahre mit meinen Karl zuſammen in heilige Ehe, wie es recht iſt, ich habe in die Kirche mit ihn geſtanden, man blos mit Oranſchenkranz, aber was macht das. Ich habe 7 Kinder bekommen, erſchrecken Sie nich, Herr Dokter, das iſt ſo, aber Ihre Elſe iſt das achte. Mein liebſtes Kind, bei Gott, wenns auch blos meins iſt und Karl hatte nie was gegen, ſonſt hätte ich ihm

nicht geheirat. Mein Karl hat auch für die Elſe gearbeitet, nicht wahr, wenn auch Herr Dokter und haben immer alles was recht iſt das Geld geſchickt haben. Nun aber heißt es weiterſorgen und der Vater das ſind ſchließlich Sie. Die Elſe iſt jetzt zehn Jahre alt und iſt in die Volksſchule gegangen und hat Ihn Kleider wie Meiſtern ſeine. Und hübſch iſt die Elſe, das ſagen alle leute, mein ſchönſtes Kind und klug die diwedirt und mulpliſirt Ihn alles. Aber bis ſie was verdient, da kann mein Karl drüber ſterben, Herr Dokter, und der Vater, das ſind ſchließlich Sie. Ich verdiene man blos 'n Happen, weil ich immer offene Stellen an die Hände habe und mit das Waſchengehen wirds Eſſich. Nu kommt bald Weihnachten, in acht Tagen haben wir Heiligabend und für ein Kind haben wir kaum was aufbaun, na geſchweig denn für achte. Nu will ich garnich, daß Sie uns was Extras ſchicken, nein, ſo bin ich nicht. Aber Ihr Kind, das ſollen Sie mal ſehen, Herr Dokter, und wenn Ihn dann nich einfällt, daß Sie die Elſe uns abnehm, dann weiß ich nicht, dann iſt auch das Letzte weg, was mal für'n Herrn Dokter in mein Herz war und Karl ſagt, Sie ſind der Vater, Sie müſſen mal

weiter ſorgen. Er hat ſeine Pflicht getan. Ja aus dem Mächen können Sie alles machen, was Sie wollen, die is ſo hübſch und kluch und weiß, was 'n feines Benehmen iſt. Ich ſchicke Ihn alſo Ihre Tochter morgen um Eins in Ihre Wohnung und Ihre Frau wird auch nichts gegen haben, wenn ſie ſieht, was das fürn Kind iſt. Vielleicht will ſie ſelber eins und ich tu ihr ein Gefallen damit. Schicken Sie die Elſe nicht weg, Herr Dokter, Sie ſind der Vater und iſt bald Weihnachten, wir haben jenuch getan, jetzt kommt das Mächen zu Ihn, denn Sie ſind reiche Leute. Mit beſten Gruß und nochmals ſind Sie nicht böſe Ihre alte Grete Buſch."

Juſtus Röder ſtarrte lange auf das fleckige Papier, das ſeine nervöſen Hände beim Leſen zerknittert hatten. Dann begriff er plötzlich, als er einen zufälligen Blick auf die Uhr geworfen, die ganze Situation. Es war jetzt fünf Minuten vor halb eins. In einer halben Stunde konnte . . . Doch nein! Das war unmöglich! Himmel und Hölle! Dieſe infame Ueberrumpelung! Er erhob ſich haſtig. O verdammt — da war er mit den bloßen, durchwärmten Füßen auf den kalten Steinfußboden geraten. In einer recht unedlen Haltung

hüpfte er auf das Angorafell zurück, das vor dem Diwan lag. Was war zu tun? Er ergriff zunächſt ſeine Unterhoſe und angelte, da er nicht hinſah, vergebens mit der Fußſpitze, um hineinzuſchlüpfen. Dann war er glücklich in das falſche Bein geraten und wütete gegen die Tücke des Objekts. Was war zu tun? Die ahnungsloſe Sibylle! — Was, ahnungslos! Sie ahnte genug, und ihr verkümmertes Seelchen wagte es einfach nicht, den Dingen auf den Grund zu gehen. Doch wenn ihr einmal eine Tatſache entgegentrat — und war ein lebendiges, zehnjähriges Mädel nicht Tatſache genug? Was würde ſie dann tun? Sie würde die Gelegenheit benutzen, ſich ihrer Verzweiflung hinzugeben, ihn anzuklagen, herabzuſetzen mit der ganzen Fülle ihrer ſcharfen Diskantworte. Nur keinen Nervenchok! Nur keinen Nervenchok! Um einer plumpen Erpreſſung willen?! Geſetzlich war nicht der leiſeſte Einwand gegen ihn zu erheben — nicht der leiſeſte — — das machte ihn ſehr ruhig. Er ſetzte ſich und zog die ſchwarzſeidenen Socken mit einem entſchiedenen und doch zarten Ruck an die Füße. Dann beruhigte er ſich, indem er ſtöhnend und errötend die engen Stiefel meiſterte. „Jetzt heißt es, auf

der Hut ſein. Niemand darf mir heute in die Wohnung, den ich nicht abfange. Ich werde das Hausmädchen inſtruieren unter irgendeinem Vorwand. Dann ſtecke ich der frechen Krabbe ein Zwanzigmarkſtück in die Hand und expediere ſie lautlos. Sibylle kann keinen Verdacht ſchöpfen — ſie weiß ja, daß ich Mitglied des Bezirksvereins für Waiſenpflege bin. Jetzt, in der Weihnachtszeit, da kommen hundert Betteleien."

Es ſchlug halb. Er mußte ſich beeilen, denn unraſiert war es ihm unmöglich, das zweite Frühſtück einzunehmen. Aber er hatte ja noch Zeit. Raſch Schaum ſchlagen — wie gut die Pariſer Seife duftete — und nun das Meſſer wetzen. Lächerlich! „Der Vater ſind ſchließlich Sie!" Die kleine Elſe war ihm durchaus nicht unſympathiſch. Er brachte ihr einfach dieſelbe Zuneigung entgegen wie jedem hübſchen aufgeweckten Kinde. Aber Vatergefühle! Nein. Die ſollte er ſich jetzt ſelber vorlügen, nur weil Herrn Klempnermeiſter Buſch das adoptierte Kind nicht mehr bequem war? Dieſe Armutsſchilderung war ja lächerlich. Er kannte die Verhältniſſe der Leute ganz genau. Sie hatten ihr Auskommen. Und ihre Haupteinnahme war ſicherlich das Sümmchen,

das Doktor Röders Bankier ihnen monatlich ſandte. Wieviel das arme Elschen davon haben mochte, war eine andre Frage. Er würde ja ſehen, wie das Mädel ausſah. Wahrſcheinlich hohle Bäckchen und ... Jetzt kam das Kinn — da mußte er ſich beim Selbſtraſieren immer in acht nehmen. Er machte ein pfiffiges Geſicht und ſchielte unſchön der Meſſerſchneide nach, die ſich auf das gefährliche Gebiet begeben mußte ... Eine effektive Gemeinheit war es, in dem Brief ſeine Verlegenheit Sibylle gegenüber durchleuchten zu laſſen. Wie doch dieſe Proletarierſeele es roch, wie peinvoll ſeine Lage war. Solch ehemaliges Nähmädel, das ihm ſich hingeworfen, nicht daß er ſie verführt hätte, nein — ſein Gedächtnis trog ihn in dergleichen Fragen nie, ſie war der ſchuldige Teil, ſie ganz allein. Und nun nahm ſie als angegrautes Arbeitstier nach Jahren noch ihre Rache. Ihn überrumpeln wollte ſie, ihn bloßſtellen, ſie entblödete ſich nicht, die Feierſtimmung der Weihnachtszeit dafür zu mißbrauchen ...

Nun hatte er ſich geſchnitten. Natürlich. Da klaffte ſchon ein roter Riß. 'ne tüchtige Fontäne! O, und dieſe Schweinerei. Wenn er nicht

aufpaßte. Nun galt es wieder einmal, die Blutvergiftung zu vermeiden. Und die Zeit ging hin. Wo war die antiſeptiſche Watte?! Es klingelte draußen. Flur- oder Küchentür? Er achtete nicht darauf. Er wollte nur die Wunde ſchließen, denn er hatte eine heilige Scheu davor, ſein eignes Blut zu ſehen. Endlich gelang es — eine Wattenflocke klebte ihm wie ein weißes Bärtchen am Kinn. Und das Klopfen hatte er im Eifer überhört, das ſich ſchon zum zweiten Male, und jetzt energiſcher, an der Tür meldete. Nun rief es draußen:

„Herr Doktor!“

„Was denn! Auguſte! Was wollen Sie denn!“

Das Hausmädchen erwiderte: „Herr Doktor — bitte ſchön — es iſt jemand da!“

„Jem —?“

„Ja, ein kleines Mädchen —“

„Mäd —?!“

„Das durchaus Herrn Doktor ſprechen will. Ich kann das freche Ding gar nicht abweiſen. Und nu hab' ich die gnädige Frau geholt —“

„Die gnädige Frau!“ Juſtus Röder vergaß ſeine mangelhafte Bekleidung, ſeinen weißen Bart

und riß die Tür auf. Das Hausmädchen prallte zurück. „Betteleien! Meine Frau ſoll ſich nicht damit abgeben! Das ſind meine Angelegenheiten! Laſſen Sie das Mädel vor der Flurtür warten, bis ich komme!“

„Gut, Herr Doktor! Schön, Herr Doktor!“ Auguſte rannte weg, und Röder wankte in das Zimmer zurück, indem er vergeblich Faſſung ſuchte. Ueberrumpelt! — Das Mädchen kam ſchon zurück: „Herr Doktor — ich weiß nicht — die gnädige Frau hat die Kleine eben in ihr Zimmer genommen — denken Sie, ſo'n Geſchöpf — ich durfte nicht mal 'reinkommen, und — ich weiß gar nicht —“

„Genug, ich komme ſchon . . . Joppe und Beinkleid — ſo — ich komme!“

Mit wilder Energie wurde er fertig und lief nun an dem verdutzten Mädchen vorüber nach Sibylles Zimmer. Als er, nur zornig und ohne recht zu wiſſen, wie er die Affäre behandeln ſollte, eintrat, ſah er ſeine Frau mit glühenden Wangen und gerührten Augen auf dem Klavierſtuhl ſitzen, und vor ihr ſtand ein zehnjähriges, hellblondes Kind, ärmlich gekleidet, aber wohlausſehend, Naſe und Bäckchen von Kälte gerötet, hellblaue Augen

mit treuherziger Neugier auf die vornehme Dame gerichtet. Sibylle wandte ſich Juſtus zu, doch ſah ſein ängſtlicher Blick weder Zorn noch Verachtung auf ihren Zügen.

„Juſtus,“ ſagte ſie leiſe, „ein Weihnachtsmärchen.“

„Wie?“

„Denk dir — ich ſitze hier ganz ſtill am Flügel und blättere in den Liedern von Cornelius — ohne zu ſingen, weißt du — und da ruft mich Auguſte — es ſtände ein Kind draußen, arm und froſtig — Schnee auf dem Mützchen — und wolle uns ſprechen und ſage nicht recht, was es wolle.“

„Na — und —?“

„Ich gehe hinaus — das hübſche Mädchen dort ſieht mich mit großen, blauen Augen an und liſpelt: ‚Ich bin das Kind!‘“

„Ich liſple jar nich,“ ſagte die Kleine und lachte vor ſich hin. Sie konnte ſchon ſeit Röders Eintreten kaum ernſt bleiben, denn der weiße Bart aus Watte und die gelben Schnabelſchuhe des Herrn erſchienen ihr ſehr komiſch.

Röder wandte ſich ihr jetzt zu: „Geh einmal ins Nebenzimmer, Kleine,“ ſagte er, indem er ſich zur Milde zwang. „Dort hinein. Ich rufe dich dann.“

Die Kleine ging gehorſam, ſah aber im Vorübergehen lüſtern die gelben Aepfel an, die auf einer Kopenhagener Schale lagen.

„Nimm dir einen," ſagte Röder. „So!" Dann ſchob er ſie hinaus.

„Was ſagſt du dazu?" begann jetzt Sibylle wieder, indem ſie den Kopf in die Hand ſtützte und ihre Augen ſchloß. „Es gibt doch mehr Dinge auf Erden, als . . ."

„Hm . . Ja freilich . . ."

„Darf ich dir ſagen, Juſtus, was mich ſo wunderſam berührt hat? Oder ſtört es dich jetzt vor der Arbeit? — Ich ſaß hier ganz allein und hing einmal wieder ganz dem Traum nach: Wenn ich jetzt ein Kind hätte. Du kennſt dieſe Torheit — Bettler träumen ſich gern als Könige. Heute wurde meine Sehnſucht beſonders ſtark. Ich fieberte faſt, ich krampfte mit geſchloſſenen Augen die Hände zuſammen, als ob ich es gepackt hätte und feſthielte, das große, nie gekannte Glück. Dann ſuchte ich mich zu zerſtreuen und blätterte, wie bereits erwähnt, in den Corneliusliedern. Da rief mich das Mädchen, ich gehe hinaus und höre die liſpelnden Worte: ‚Ich bin das Kind!'"

„Merkwürdig!"

„Sehr merkwürdig, Juſtus. Die Kleine ſagte kaum ſonſt etwas, und das beſtärkte mich in ihrer wunderbaren Sendung.“

„Na, na —“

„Laß mir doch wenigſtens den Traum. Eine Erklärung wirſt du ja ſicher dafür haben. Aber wenn ſich ein Weib auch nur den natürlichen Hergang wünſchen darf — verzeih dieſe Worte — ich meine, wie meine Mutter mich bekam — ſoll ich nicht, vom Leben anders belehrt, an ein Wunder glauben dürfen?“

„Du biſt bitter, Sibylle ... Was für eine Erklärung denkſt du dir nun?“

„Mein Gott, ein Schützling deines Bezirksvereins. ‚Unſer Kind‘ doch wahrſcheinlich nicht!“

„Und was würdeſt du ſagen, Sibylle — wenn ich dir mitteilte — daß es — daß es mein Kind iſt?“

„Juſtus!!“

Sie hatte aufgeſchrien. Das mußte ja kommen. Er ſah auch Tränen, Entrüſtung, Ratloſigkeit. Sogar eine Ohnmacht ſchien zu drohen, als ſie ſich zurücklehnte und mit entfärbten Wangen ſich mühſam an der Stuhllehne feſthielt. Dennoch hatte er ſofort die Ueberzeugung, daß er ſie beruhigen, ſich rechtfertigen und die ganze Sache in

ein ihm angenehmes Licht rücken könne. Aus dieſem Kraftgefühle legte er nun los. Er ergriff ihre Hand und zog Sibylle an ſich, was die arme Vernachläſſigte faſt als Wohltat empfand. Mit echter Rührung ſpürte er das Zittern ihres mageren, mädchenhaften Körpers. Er redete viel, und ſie ſchien des Anhörens nicht überdrüſſig zu werden. Es geſchah ja nicht oft, daß er ſo warm und rückhaltlos ſein Inneres enthüllte. Sie begriff ein Schickſal und konnte nicht anklagen. Er hatte der gemeinen Pflicht genügt, und um die höhere zu erfüllen, hatte es ihm an Mut gefehlt, was er herzlich bereute. War er doch mutlos geweſen in Rückſicht auf ſie. Er gab ihr den Brief aus Köpenick — ſie las ihn und erkannte jetzt alles. Vor allem war ſie darüber beruhigt, ob ihm die Mutter des Kindes gleichgültig war. Eine korpulente, ungebildete Klempnersfrau — ſie mußte in ihrem Weh faſt lachen. Dann ſagte ſie plötzlich, als er nichts mehr zu ſagen wußte und verlegen vor ſich hinſtarrte: „Juſtus, rufe jetzt das Kind wieder herein.“ Unſchlüſſig, ohne recht zu wiſſen, was geſchehen würde, gehorchte er ihr. Gleich darauf erſchien Elſe Buſch wieder, indem ſie mit neugierigen Blicken bald auf den Herrn, bald auf

die noble Dame blickte und ihre vom Äpfeleſſen feuchten Finger an der Schürze abwiſchte.

Sibylle ſtand auf und ging mit ſicheren Schritten auf ſie zu. Doch ihre Stimme verſagte faſt. „Elſe," ſagte ſie — „du heißt doch Elſe?"

„Ja."

„In acht Tagen iſt Weihnachten. Da halte ich dich für eine Sendung des lieben Gottes. Da ſchicke ich dich, die ich mich tief nach einem Kinde ſehnte, nicht fort in Kälte und Elend. Da bin ich ganz ruhig und ſage dir: Du biſt die Erfüllung. Verſtehſt du mich?"

„Nee! . . ."

„Du wirſt mich ſchon verſtehen. Küſſe deinen Vater — ich gebe dir den Mutterkuß."

Das Kind gehorchte prompt, und Röder küßte es flüchtig. Halb war ihm ſein Sprößling noch zu ungewaſchen, halb blieb er konſterniert von Sibylles völlig verwandeltem Weſen. Er ſah ſie an, verwirrt und zweifelnd, doch ohne den leiſeſten Widerſpruch zu wagen. Das Kind ſchien jetzt erſt in Verwirrung zu geraten — bisher hatte es eine erſtaunliche, faſt zu bewußte Sicherheit gezeigt. Sie baſtelte an ihren Jackettknöpfen und ſagte

ſchließlich in fremder Scheu: „Bitte — wat wird denn nu? Soll ick nu hier bleiben?“

Sibylle und Juſtus ſahen einander an. Sibylle lächelte bewegt: „Sie verſteht uns noch immer nicht — das arme Ding ... Sag du es ihr, Juſtus.“

Er ſtotterte: „Ja, liebſte Sibylle — ich weiß wirklich nicht — —“

„Sage ihr, daß ſie bleibt!“

„Aber dergleichen Verſtiegenheiten!“

„Juſtus! — —“

Er war ſtill. Er ſtimmte zu, um Ruhe zu bekommen — auf dieſe Wendung der Dinge war er nicht gefaßt geweſen. Er hatte auch nicht bemerkt, wie das Kind ihn bei ſeiner letzten Weigerung angeſehen hatte — ſo kalt, ſo klar, ſo — wie ein ſtummer Todfeind. Dann gingen ihre Augen zu Sibylle hin und wurden feucht. Aber ſie ſagte nichts — ſie war befriedigt, daß ſie nicht nach Köpenick zurück mußte, zu Kartoffelbrei und Prügel — daß ſie hier bleiben konnte, in dieſer neuen, vornehmen Welt, wo alles ihre Neugier reizte. Dem Kern der Dinge ging ſie gar nicht nach — ſie ſuchte, was ihr nützlich war. Sie kam aus Not und Gleichgültigkeit — nun glaubte

ſie in Ueberfluß und Gleichgültigkeit zu kommen. Der fremde Herr war komiſch, und die fremde Dame war gut. Was die nicht alles tat! Sie berührte ſie mit ihren weißen duftenden Händen, zog ihr die Jacke aus, nahm ihr die Mütze ab und glättete ihr blondes Haar. Das ſchien ihr zu gefallen — ja, Elſe wußte es, ihr Haar war hübſch. Das hatten ihr die Straßenjungen in Köpenick immer geſagt, ihre wilden, rohen, unvergeſſenen Freunde. Ob hier keine Kinder waren, die ſie abwarten mußte, in ſchlafloſer Nacht, wie zu Hauſe? Es ſchien doch nicht ... Na, jedenfalls würden ſie in Köpenick mit ihr zufrieden ſein: ſie kam nicht unverrichteter Sache zurück, das Geſchäft war in Ordnung.

„Sage ‚Mama‘ zu mir,“ ſagte Sibylle und hob mit träumeriſchem Lächeln ihr Kinn hoch.

„Mama.“

Jetzt überwand ſich auch Juſtus, etwas Freundliches zu ſagen. „Wie wirſt du mich denn nennen? Papa oder Vater?“

„Vater jeht nich. Vater ſag' ick zu Vater in Köpnick. Zu Ihnen werd ick Papa ſagen.“ —

Dabei blieb es. Sibylles Weihnachtstraum war wirklich in das klare Leben übertragen. Die

Glut ihrer erwachten Mutterliebe, die vorläufig freilich mehr der Idee eines Kindes als dem Kinde ſelbſt galt, überwand auch ſpielend den Widerſtand der Welt. Zunächſt verſtummte die Oppoſition der Dienſtboten, die in dem unpraktiſchen Hauſe ein großes Wort führten; dann gewöhnten ſich — ſchneller, als Juſtus es erwartet — die empfindlichen Bekannten an ſeinen neuen Hausgenoſſen, und er ſelbſt hatte, wie immer, raſch die Seite der Sachlage weg, die ihn ins Idealliicht ſtellte. „Die Verlaſſene hatte er aufgenommen“ — „Das Weihnachtskind war Sibylle, der Edlen, Vorurteilsloſen, als größtes Geſchenk vor Heiligabend aufgebaut“ — „Und er erkannte ſein Blut an, in welcher Hülle es ſich auch zeigte“ — „Menſchlichkeit, Menſchlichkeit!“

Wenn es auch mehr Mutloſigkeit und ſchlechtes Gewiſſen ſeiner Frau gegenüber war, was ihn zur Menſchlichkeit brachte, ſo gab es doch auch ein tieferes Motiv in ihm, das ihn einſichtsvoll und liebenswürdig machte. Das war ſein maßloſes Staunen über Sibylles Wandlung, ſeitdem das Kind im Hauſe war. Sie verjüngte ſich täglich, ſie erinnerte ihn, wenn ſie ihn mit glänzenden Augen anſah, an ihre Mädchenjahre, und er kon-

ſtatierte nicht ohne Genugtuung, daß er damals doch ein ſchönes Weib gefreit hatte. Die Tochter des Wirklichen Geheimrats Dieterling — ach, ſie war doch ſtets ein edles, liebevolles Weſen. Seit Jahren hatte er ihr nicht ſo viel Aufmerkſamkeit geſchenkt wie jetzt — er beobachtete ſie, wenn ſie ſchlank und ſchnell durch die Zimmer ſchritt, um Vorbereitungen für den Weihnachtsabend zu treffen, er vergaß ſeine angebahnten Heimlichkeiten und ertappte ſich dabei, daß er abends viel lieber zu Hauſe blieb und über Elſes Zukunft mit ihr nachdachte. Wie dankbar war er ihr, daß Sibylle ſich ſo reſolut der äußeren Umgeſtaltung des Kindes annahm. Elſes Verwahrloſung war für ſeine hyperäſthetiſche Empfindlichkeit das Schlimmſte geweſen. Aber auch ſonſt, was die Bildungsfrage betraf, die ganze geiſtige Erziehung — Fragen, die in dieſem Falle, wo es ſich um ein recht fertiges Menſchenweſen handelte, beſonders ſchwierig waren — er ſtaunte, was für eine kluge, energiſche und feinfühlige Frau er hatte. Etwas ſelbſtgefällige, aber doch ehrliche Rührung über das ganze wunderſame Erlebnis beſchlich ihn mehr und mehr. Und eines Morgens wurde er völlig überwunden. (Morgens um 12 Uhr natürlich.)

Da kam Sibylle lächelnd an den Frühſtückstiſch und führte ein Weſen an der Hand, das er im erſten Augenblick kaum erkannte. Ein Mädchen, ſchlank und fein gebaut, von edler Natürlichkeit, ſelbſtſicher und makellos reinlich, das offene, ſtraff gekämmte Goldhaar auf den weißen Hänger fallend. Elſe war mehr als hübſch, und wenn der frühreife, etwas mokante Zug an ihrem Munde nicht geweſen wäre, ſo hätte ſie ihn begeiſtert.

„Sie hat etwas Griechiſches," ſagte er leiſe. „Etwas Unwirkliches und doch Starkes."

Elſe lachte, Sibylle ſah ſie verweiſend an.

„Ihr Lachen ſchadet nichts," ſagte Juſtus und ſtreichelte ſie wie einen ſchönen Kunſtgegenſtand. „Was wußte Hellas von ſich ſelbſt." — —

Weihnachten kam näher. Es lag etwas Neues, überaus Anregendes für Juſtus und Sibylle in dieſen Tagen. Sie ſpielten gern das Spiel der großen Kinder mit, während ſie ſich früher, von der Herzensfreude fremder Menſchen zurückgeſchreckt, gelangweilt hatten. Jetzt gab es jeden Tag etwas Gutes zu erſinnen, und beide überboten ſich, ihrer Elſe eine rechte Weihnachtsfreude zu bereiten. Das war ſchwierig in dieſem Fall,

denn es war unmöglich, die Wünſche des verſchloſſenen Kindes herauszubringen. Sie wurde ſo ſcheu und befangen, als Menſchen, die Schätze zur Verfügung hatten, in ſie drangen, ihre Wünſche zu nennen, daß ſie gar nichts ſagte und fortlief. Die „Eltern“ rührte dieſe Regung tief, doch hatten ſie nicht geſehen, daß Elſes Züge mehr wild erweckte Gier als Glück verrieten. Endlich hatten ſie alles beiſammen, kamen mit Paketen beladen nach Hauſe, und Juſtus machte ſich zum erſten Male höchſtſelbſt daran, den Baum zu putzen. Dann erſtrahlte das Zimmer im Lichterglanz, die Geſchenke lagen ſchön geordnet auf dem Tiſch, und Juſtus näherte ſich auf den Fußſpitzen dem Nebenzimmer, um Elſe einzulaſſen. Auf dem Wege aber blieb er ſtehen, legte den Finger auf den Mund und deutete zur Tür hin. Sibylle erſchrak. Man hörte ein Scharren und Kratzen an der Tür, wie Zeichen fieberhafter Ungeduld.

„Iſt das ein Hund?“ flüſterte Sibylle, die jedes Tier fürchtete.

„O nein, das iſt das Kind!“ Juſtus lachte leiſe. „Sie ſcheint ganz außer ſich vor Erwartung zu ſein. Nur äußert ſich das bei ihr noch immer etwas animaliſch.“

Er öffnete — doch Elſe ſtand regungslos und bleich wie ein Tuch; ſie ſtürzte nicht, wie andre Kinder tun, dem Gabentiſch zu. Verſchüchtert blieb ſie noch und ſchien ganz unbewußt die Zeichen der Ungeduld gegeben zu haben. Die Eltern führten ſie gerührt an den Tiſch. Sie aber ſtarrte den Baum an — den hohen, ſtrahlenden, gewaltigen Baum. Das hatte ſie nie geſehen. Die ſüße Laſt daran ... Nun mußte ſie die Geſchenke anſehen — Juſtus erklärte ihr alles, ſpürte aber nicht, daß Elſe die Gaben als ihren Beſitz empfand. Da ſie ſtumm blieb, winkte die erregte Sibylle ihm heimlich, das Kind mit all dem Glück allein zu laſſen. Sie wandten ſich abſichtlich den Dienſtmädchen zu, die zur Beſcherung hereingerufen wurden — Elſe wurde ein wenig vergeſſen. Das wirkte. Unbeobachtet, beugte ſie ſich tief und tiefer über den Gabentiſch, und plötzlich drang ein wilder Laut des Entzückens aus ihrer Kehle. Die Eltern ſahen erſchrocken hin. Sie preßte eine Puppe an ſich und küßte ſie — ſie biß die Marzipanherzen an und blätterte dann fieberhaft in den koſtbaren Bilderbüchern.

„Endlich," flüſterte Juſtus. Auch die Dienſt-

mädchen ſahen lächelnd hin und fühlten ſich als überlegene Beobachterinnen.

„Gefällt dir alles?“ fragte Sibylle.

Da ſtürzte das Kind zu ihr hin, kletterte an ihr hoch und küßte ſie ſo heftig, daß die ſchwächliche Frau beinahe umgefallen wäre. Juſtus mußte ſie von ihr befreien. Ihm dankte aber Elſe ſeltſamerweiſe nicht, ſondern lief zu den Mädchen hinüber und ließ ſich atemlos erklären, was dieſe geſchenkt bekommen hatten. Dabei blickte ſie immer wieder zu ihrem Tiſch hinüber, indem ſie die Geſchenke offenbar verglich. Durch dieſen Vergleich erſt ſchien ſie zu begreifen, wie ungeheuer ſie bevorzugt war. Juſtus und Sibylle wurde das peinlich. Sie ſchickten die Mädchen mit ihren Geſchenken hinaus und ſahen nun ſchweigend mit an, wie das Kind ſich immer mehr in ſeinen Reichtum hineinlebte. Sie empfanden dabei ein wunderliches Gemiſch von Entzücken, Rührung und angſtvoller Verlegenheit und atmeten bei dem Gedanken auf, daß ſie diesmal keine Gäſte zur Beſcherung eingeladen hatten. Ein bacchantiſcher Taumel bemächtigte ſich allmählich der Kleinen, die wirklich ſchön wurde, wenn ihr Berliner Mundwerk ſtumm blieb, wenn ſie nur

lachte, ſich am Boden wälzte oder ſelig umherirrte. Nach dem Abendeſſen wurde ſie ſchläfrig — ſie gähnte und reckte ſich, ein leiſer Ueberdruß zeigte ſich jetzt in ihren Zügen.

„Haſt du genug? — Willſt du zu Bett gehen, Elſe?“ fragte Sibylle.

„Ja — Mama.“

„Nun geſteh uns mal offen,“ ſagte Juſtus jetzt jovial und rauchte ſeine ‚Lord of England‘ an, „biſt du zufrieden? Haſt du dir heimlich nichts gewünſcht, was du heute abend nicht bekommen haſt?“

Das Kind ſah ihn ruhig und etwas lauernd an.

„Ach ja,“ maulte ſie. „Wenn ich mir's überlege —“

„Nun?! Was iſt denn?“

„Ein Sparkaſſenbuch hätt' ich jerne. Unſern Meeſter ſeine Kinder haben ooch eens.“

„Hm... Für dich iſt ohnehin geſorgt... Das iſt ganz unnötig, Elſe.“

„Alſo krieg' ich keens —?“

„Doch, doch,“ begütigte Sibylle. „Nun geh nur ſchlafen.“

Sie ſchlich hinaus. — „Das iſt der Dank,“ ſagte Juſtus bitter. „Geld... Geld...!“

„Das darf uns nicht wundern," erwiderte die blaſſe Frau ganz leiſe, „ſie ſpricht, wie ſie es verſteht. Es wird noch lange dauern, bis ihre Wünſche anders klingen."

„Ich glaube, wir mühen uns vergeblich. Es iſt von vornherein etwas geknickt in ſolchem Weſen."

„Davon ſollteſt du nicht ſprechen."

Die letzten Worte hatte Sibylle ſanft, aber unüberwindlich ernſt geſagt. Er fühlte ſich zum erſten Male beſchämt vor ſeiner Frau und erkannte willig ihre Ueberlegenheit. Niemals hatte er ſo zwingend ihren herben, tiefen Reiz empfunden. Die Rührung, die ſie durch ihr Verhalten in all den letzten Tagen in ihm geweckt, ſteigerte ſich jetzt plötzlich zur Leidenſchaft, zum jungen, längſt nicht mehr empfundenen Begehren. So folgte denn dem Heiligen Abend eine Nacht, wie Sibylle ſie nie erhofft, nie auszudenken gewagt hatte. Selige Stunden — Vereinigung, ein raſches Verlöſchen all der dunkeln Anklagen, die in ihrem Herzen gegen ihn geſchlummert.

„Ich glaube, wir mühen uns vergeblich." Juſtus' prophetiſche Worte am Weihnachtsabend gingen in Erfüllung. Der Anfang des neuen

Jahres brachte ſchwere Tage. Unfriede, Verlegenheiten — alles durch das Kind. Zunächſt wehrte ſie ſich mit ungeahnter Kraft gegen die Bildungsverſuche, die man mit ihr anſtellte. Obwohl ſie außerordentlich begabt war, hielt es kein Lehrer bei ihr aus. Herrn Schmidkunz, dem Wiſſenſchaftler, legte ſie eines Tages, um ſich für Strafarbeiten zu rächen, Eier in die Gummiſchuhe, ſo daß dem Entſetzten, als er hineinfuhr, das gelbe Naß den ganzen Ueberrock beſpritzte. Herrn Lavalette, dem teuern Klavierlehrer, den ſie wegen ſeiner offenbaren Zweckloſigkeit beſonders haßte, trieb ſie einen Nagel von unten durch die Stuhldecke, ſo daß er, als er ſich in ſeiner behäbigen Weiſe niederließ, mit hellem Schrei wieder auffuhr. Kein Lehrer hielt es bei ihr aus. Sie in die Töchterſchule zu ſchicken ging wegen des Mißverhältniſſes zwiſchen ihrem Alter und ihrem Bildungsgrade nicht, auch fürchtete Juſtus die entſetzliche Möglichkeit eines öffentlichen Aergerniſſes. Am ſchlimmſten aber ging es ihm ſelbſt auf dem Erziehungsgebiet, das er als Vater übernommen. Er hatte ſich eingebildet, Elſes ſchreckliche Sprache, ihre geſellſchaftlich unmöglichen Gewohnheiten in kurzer Zeit ummodeln, vor allem ſeinen liebſten

Traum erfüllen zu können: das „Griechentum“ in dem hübſchen Kinde zu wecken, ſie tanzen zu lehren, wie er es ſich dachte. Aber was Elſe nicht wollte, das tat ſie nicht. Sie ſetzte bereits mit raffinierter Bewußtheit ihre Macht durch. Hatte ſie denn wirklich nur den Körper zur Schönheit? Fehlte ihr der Geiſt? Sie wagte es, ihn auszulachen, abſichtlich wurden ihre Bewegungen unanſtändig und zügellos, nachdem ſie ihm erſt Hoffnung gegeben, daß ſie ihn verſtanden hätte. „Beſtie,“ murmelte er einmal, als ſie ihm plötzlich davongelaufen war — die letzte Faſſung hatte ihn verlaſſen. Sibylle trat zu ihm. Sie wollte ihn tröſten, er aber wehrte ſie wütend ab und flüſterte: „Ein Unſinn war das Ganze. Ein Blödſinn!! Sie iſt gar nicht mein Kind. Was an ihr verſäumt wurde, kann ich nicht wieder gutmachen.“

Sibylle ſah ihn bitter lächelnd an. Zum erſtenmal wagte ſie, ſeinen Ausſpruch offen zu kritiſieren. „Warum haſt du es verſäumt?“ ſagte ſie deutlich. „Zehn Jahre haſt du Zeit gehabt. Zehn Jahre haſt du ſie verkümmern laſſen — und ich hab' mir ein Kind gewünſcht.“

„Ich verbitte mir deine —“ Weiter kam er nicht, denn Elſe trat eben wieder, die Tür ſchlagend,

in das Zimmer. Da fuhr er auf das Kind los. „Du!“ ſchrie er. „Es ſchickt ſich nicht, die Tür zu ſchlagen! Da haſt du, was du brauchſt! Du Pöbel! Lehrer ſollſt du nicht mehr bekommen!“

„Ach!“ rief Elſe beglückt.

„Hier, nimm dein Sparkaſſenbuch! Ich habe es eben bei mir! Das haſt du dir ja gewünſcht! 500 Mark ſind eingezahlt! 500 Mark! Biſt du zufrieden?!“

„Danke!“ — Zum erſtenmal ſah ſie ihn freudig an. Er wandte ſich ab. Da lief ſie ihm nach und wollte ihm die Hand küſſen. Juſtus ſtieß ſie zurück und verließ das Zimmer. Sibylle folgte ihm. Das Kind ſtand da und ſtarrte mit zuckenden Lippen vor ſich hin. Ein wildes Weh, ein harter Trotz erſchien in ihren Augen. Dann aber ſah ſie ſich das Sparkaſſenbuch an. Es ſtimmte — 500 Mark! — Was würden die Eltern ſagen! — Auf dem Deckel ſtand ihr Name: Elſe Röder. Da ſchob ſie es ſorglich unter den Arm, ſchlich ſich hinaus, nahm Hut und Mantel und verließ die Wohnung. Erſt abends wurde ihr Verſchwinden bemerkt. Sie kam aus der Turnſtunde nicht nach Hauſe. Sibylle jammerte die ganze Nacht, und Juſtus fühlte

immer wieder den Schüttelfroſt bei dem Gedanken, daß ſeine Härte das arme Kind vielleicht in den Tod getrieben. Am Morgen aber wurden beide eines Beſſeren belehrt. Da brachte die erſte Poſt eine Anſichtskarte mit einem Kaiſerbild darauf, und große, zittrige Kinderzüge hatten auf Bleiſtiftlinien geſchrieben: „Ferzeit mir ich bin wieder in Köpnik. Danke noch ſchön für das Sparkaſſenbuch. Für alles Gute aber die olle Afferei kann ich nich leiden. Elſe Buſch.“

Die Eltern a. D. ſahen einander faſſungslos an. Nach einer Weile ſchlug Juſtus ein Gelächter auf, voll wilder Bitterkeit, aber doch nicht ohne innerſte Befreiung.

Sibylle beobachtete ihn traurig. „Du ſollteſt nicht lachen ...“

Er errötete. „Nein, nein,“ ſtammelte er und griff nach ihrer Hand. „Nur dieſe Disharmonie, die war ſo toll! Haha! ... Aber du, mein armes Sibyllchen, du haſt viel verloren. Dein ſchöner Weihnachtstraum iſt hin ...“

Da ſah ſie ihn plötzlich mit ſcheuem Lächeln an und errötete ebenfalls. „Nein, Juſtus,“ flüſterte ſie. „So iſt es nicht ... der Weihnachtstraum ... das iſt eine wunderbare Fügung.“

„Wie meinſt du? Ich verſteh' dich nicht —“

Sie weinte jetzt plötzlich, lachte dann wieder und barg den Kopf an ſeiner Bruſt. „Ich bin ſo glücklich... mein Juſtus... Ich habe den Arzt gefragt!... Ja, denk dir — — alles iſt erfüllt!“

Er verſtand ſie — aber die Fügung — die verſtand er noch nicht. Indem er ſeine neugewonnene Frau im Arm hielt und in der Hand die Anſichtskarte des verlorenen Kindes zerknüllte, ſtarrte er mit nicht ſehr kluger Miene vor ſich hin und ſuchte zu ergründen...

Ende

Princeton University Library
32101 066916865